MAGAZIN FÜR ENGAGIERTE KATHOLIKEN

Gemeinde creativ

September-Oktober 2019
Einzelpreis 3,50 €

ERINNERUNGSKULTUR
auf und neben dem Friedhof

INTERVIEW
Titus Müller über Geschichte und Geschichten

SCHWERPUNKT

Erinnern

ISSN 1618-8322

Gemeinde creativ

ISSN 1618-8322
62. Jahrgang
September-Oktober 2019

Informationen

4 Frieden leben
5 Quo vadis, Erzdiözese München und Freising?
6 Lernziel Zivilcourage
7 Ein besonderer Lernort

Meditation

8 **Donnerstags in Schwarz. Thursdays in Black.**
Von Maria Stettner

Hinweis in eigener Sache – Wir haben unseren Internetauftritt neu gestaltet. Klicken Sie rein unter: **www.gemeinde-creativ.de**. Dort können Sie nun auch ein Online-Abo abschließen und das gesamte Heft online lesen.

FOTO: SANDRA FRICK

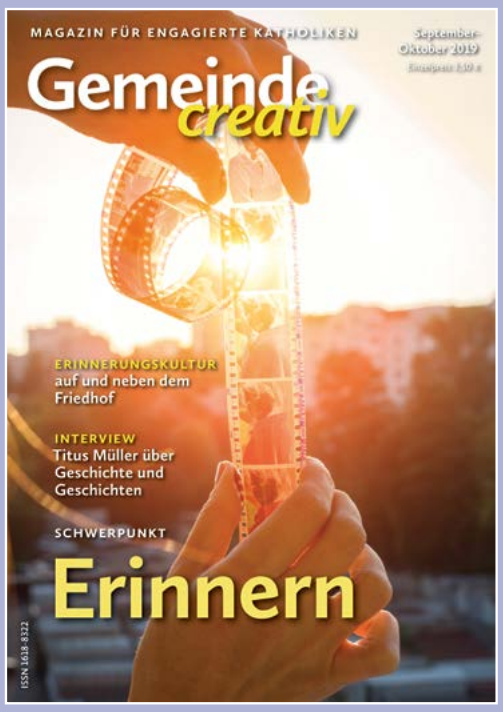


FOTO: VALERII HONCHARUK / ADOBE STOCK

Schwerpunkt: Erinnern

10 **Erinnerung, die Gemeinschaft stiftet**
Von Ottmar Fuchs

14 **Das klassische Begräbnis stirbt**
Von Alexandra Hofstätter

16 **Geschichte, Gegenwart und Zukunft**
Von Kirstin Frieden

18 **Alte Schuld, neue Verantwortung**
Von Pat Christ

19 **Daran erinnere ich mich gern!**
Von Sarah Weiß

20 **Was am Ende bleibt**
Von Pat Christ

22 **Erinnern und Gedenken**
Von Markus Bauer

24 **„Schreiben bringt Ordnung in den Kopf“**
Von Inge Finauer

26 **Fenster zur Geschichte: Die kirchlichen Archive**
Von Roland Götz

28 **Bewusstsein statt Erinnerung**
Von Jörg Skriebeleit

Ökumene

30 **Das Ökumenische Stundengebet**
Von Alexandra Hofstätter

Katholisch in Bayern und der Welt

32 **„Die Oma ist weit weg verreist“**
Von Edmund Speiseder

33 **Aus Räten und Verbänden**

34 **Begeistert sein**
Interview mit Andreas Felsl

35 **Auch das noch, Impressum**

36 **Cartoon**
Von Thomas Plaßmann

FOTO: ORLANDO BELLINI / ADOBE STOCK

Aus dem Landeskomitee
Jetzt wird Druck gemacht
29

12

Sammler, Staunender und Entdecker

Als das sieht sich der Autor **Titus Müller** – was er findet, gibt er in seinen Romanen weiter. Sie sind Reisen in die Vergangenheit, in Jahrhunderte voll Elend und Seuchen, Kriegen und Schwertern. Sie erzählen aber auch von Aufbrüchen, neuen Erfahrungen, Erfindungen und dem Glauben an die Zukunft. Wer zwischen den Zeilen liest, wird seinen eigenen Alltag neu erleben.

Beilagen:

Dieser Ausgabe von **Gemeinde *creativ*** liegen Informationen von „Kirche in Not“ und „Christ in der Gegenwart“ sowie der aktuelle *Vivat*-Prospekt bei.

Der Teilauflage für Bamberg ist *Erzbistum Aktiv* beigeheftet.

Alle im Heft angegebenen Zusatzinformationen finden Sie auf unserer Homepage **www.gemeinde-creativ.de** unter ***Aktuelle Ausgabe.***

EDITORIAL

Wachsam bleiben

Liebe Leserin, lieber Leser,

Wir alle haben sie, diese Erinnerungen, die schmerzhaft sind, die uns zu verfolgen scheinen, die wir einfach nicht loswerden, auch wenn wir es noch so sehr wollen. Und dann gibt es jene Bilder im Gedächtnis, die sich immer mehr fragmentieren, Gesichter, die verblassen, bis sie nur noch Bruchstücke, Schemen sind. Kurzum, es gibt Dinge, an die wollen wir uns erinnern, können es aber nicht, und welche, an die wir uns erinnern, obwohl wir es nicht wollen. Aber: es gibt auch Dinge, an die wir uns erinnern müssen, auch wenn es unangenehm ist, wenn wir es vielleicht lieber von uns wegschieben möchten.

Die Schrecken des Nationalsozialismus und der Holocaust gehören dazu. Nur wenn die Erinnerung an die Gräuel wach bleibt, bleiben auch die Menschen wachsam, damit so etwas nie wieder geschieht. Jörg Skriebeleit und Kristin Frieden arbeiten in ihren Beiträgen die Bedeutung heraus, die Gedenkstätten und Museen in diesem Kontext zukommt.

Im Interview erzählt der Romanautor Titus Müller, warum historische Romane für ihn ein probates Mittel der kritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit sind, wieso Bananen nach seinen Recherchearbeiten schon mal anders schmecken können und welche Erinnerungen er – als Pastorensohn – selbst an seine Kindheit in der DDR hat.

Die eigenen Erinnerungen mögen keinen Einfluss auf den Lauf der Weltgeschichte haben, aber sie sind wichtig, sagt die Biografietrainerin Inge Finauer. Mit ihnen können Familiengeschichten entstehen und wachsen. Lokal- und Alltagsgeschichten werden häufig auch in Form von sogenannten Erzähl- oder Zeitzeugencafés weitergegeben. Wir haben eines in Traunstein besucht (S.19).

Gesellschaftlich gesehen verlagert sich die Erinnerungskultur immer mehr weg von ihrem eigentlich angestammten Platz, dem Friedhof – hin zu neuen Formen der Bestattung, in Friedwälder, in denen vielfach nicht einmal ein Namensschild an den Verstorbenen erinnert. Diesen Entwicklungen spüren wir in dieser Ausgabe nach und zeigen zudem anhand einiger Beispiele, wie Trauerarbeit in einer Pfarrgemeinde gelingen kann.

In unserer Serie zur Ökumene stellen wir Ihnen in dieser Ausgabe den neuen Direktor der Katholischen Akademie Bayern, Achim Budde, vor. Er engagiert sich seit vielen Jahren im Verein „Ökumenisches Stundengebet“ und hat ein solches auch in der Akademie eingeführt. Wie ein Ökumenisches Stundengebet in Ihrer Pfarrgemeinde aussehen kann und wo Sie Material und Hilfe erhalten, lesen Sie auf Seite 30.

A. Hofstätter

Ihre Alexandra Hofstätter
Redaktionsleiterin

Friede braucht Mut

Passend zum Jahresthema der Hilfswerke gibt es vom Landeskomitee der Katholiken in Bayern ein Arbeitsheft unter dem Titel *Friede braucht Mut*. Die „Handreichung für alle, die heute Frieden stiften wollen", ist zwar schon vor drei Jahren in der Reihe *ProPraxis* erschienen, ihre Themen und Inhalte sind aber noch immer hochaktuell. Das Heft spürt der Frage nach, wie sich Gewalt im besten

Fall vermeiden lässt und wie man mit ihren Formen umgehen kann. Es gibt praktische Anregungen zur Arbeit vor Ort, wie sich Friede gesellschaftlich und gemeinschaftlich, in einer Gruppe, einem Gremium und einer Pfarrgemeinde leben lässt. Abgerundet wird die Ausgabe durch bewegende Friedenszeugnisse von Menschen, die ihr Leben in den Dienst am Menschen gestellt haben – von Mutter Teresa über Martin Luther King bis hin zu jungen Menschen, die Freiwilligendienst und damit einen Beitrag zu Versöhnung und Frieden geleistet haben. (alx)

✻ Das Heft kann auf www.landeskomitee.de und in der Geschäftsstelle des Landeskomitees bestellt werden.

Frieden leben

Weltkirchlich gesehen dreht sich im Kirchenjahr 2019/2020 alles um den Frieden. Unter dem Titel „Frieden leben. Partner für die Eine Welt" gibt es erstmals eine dezidiert gemeinsame Kampagne der Diözesen und Hilfswerke.

Im neuen Kirchenjahr, das mit dem Advent 2019 beginnt, machen Adveniat, das Kindermissionswerk „Die Sternsinger", Misereor, Renovabis und missio das Themenfeld Frieden zum Inhalt ihrer jeweiligen Kampagnen. Sie wollen dadurch das weltweite Friedensnetz, zu dem auch sie gehören, sichtbar machen und stärken. Internationale Gäste der verschiedenen Hilfswerke werden im Lauf des Jahres in allen Diözesen Deutschlands unterwegs sein und ihre Friedens- und Versöhnungsarbeit vorstellen. Sie freuen sich auf Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner aus Kirche und Politik und auf Begegnungen mit Gruppen, die sich in der Zivilgesellschaft auf unterschiedliche Weise für Frieden und Versöhnung einsetzen. Zahlreiche Veranstaltungen werden zwischen November 2019 und Oktober 2020 das Thema Frieden aufgreifen und so dazu beitragen, dass sich Menschen guten Willens miteinander vernetzen – weltweit für den Frieden!

Wer sonst könnte das Thema Frieden bespielen, wenn nicht die Diözesen mit ihren Weltkirche-Abteilungen und die Hilfswerke, beide mit ihren langjährigen Erfahrungen und ihrem weltumspannenden Netz aus Kontakten und Informationen aus erster Hand? Sie arbeiten direkt mit Menschen zusammen, die in Konflikten vermitteln, gewaltfreie Lösungsstrategien einüben, sich für Menschenrechte und gegen Korruption einsetzen oder mitten in Zerstörung und Gewalt Orte aufrechterhalten, an denen Menschen leben und Perspektiven entwickeln können.

VERSÖHNUNGSARBEIT UND INTERRELIGIÖSER DIALOG

In vielen Regionen der Welt setzt sich die katholische Kirche für einen nachhaltigen und gerechten Frieden ein. Dazu gehört die gezielte Präventionsarbeit ebenso wie die Präsenz in Konfliktsituationen oder

Frieden leben.
Partner für
die Eine Welt.

Versöhnungsarbeit und Angebote der Traumabewältigung nach dem Ende von gewaltsamen Konflikten. So übernahmen kirchliche Gruppen beispielsweise eine wichtige Vermittlerrolle bei der Beendigung des Bürgerkrieges in Mozambique oder bei den Friedensverhandlungen in Kolumbien. Interreligiöse Dialoginitiativen stellen dort eine wichtige Ressource für die Friedenssicherung dar, wo, wie beispielsweise in Bosnien oder in der Zentralafrikanischen Republik, Glaube und Religion zu politischen Zwecken missbraucht und manipuliert wurden oder werden. Kirchliche Institutionen bieten vielerorts neutrale Räume, in denen Konfliktpartner einander begegnen können.

Die gemeinsame Aktion soll vor allem auch die engagierten Eine Welt-Arbeiter vor Ort entlasten, weil nicht mehrere thematisch völlig verschiedene Kampagnen umgesetzt werden müssen, sondern weil alle Aktionen unter das große Dach des Friedens passen. Auch wenn die traditionellen Kampagnen-Zeiträume ein Stück weit aufgehoben werden sollen, klar ist aber auch: jedes Hilfswerk behält seine eigene Kampagne, sein Profil und die Möglichkeit, dieses im Rahmen des Jahres deutlich herauszustellen.

Neben einer vertiefenden Beschäftigung mit dem Hauptthema in den Pfarrgemeinden vor Ort erhofft man sich von Seiten der Initiatoren auch mehr mediale Präsenz und da-

mit auch mehr politische Reichweite für die Themen der Einen Welt. Abseits der traditionellen Kampagnen-Formate sollen neue Kooperationen gefunden und kreative Veranstaltungsformen ausprobiert werden – die Pfarrgemeinden sind eingeladen, sich hier anzuschließen und das Kirchenjahr 2019/2020 ebenfalls zu einem „Jahr des Friedens" zu machen.

„FRIEDENSKREUZ 2020"

Das gemeinsame Symbol des Aktionsjahres ist ein Ölbaum, der aus zwei sich überkreuzenden Zweigen besteht. Der obere zentrale Teil der Installation ist von einer stilisierten käfigartigen Weltkugel umgeben: der Ölbaum, der die Erde trägt, durch sie hindurch wächst, ist Symbol der Hoffnung und des Friedens. Geschaffen hat das Friedenskreuz der Eichstätter Künstler Raphael Graf. Es wird die Hilfswerke und Diözesen durch das Kirchenjahr begleiten und soll auch für eigene Veranstaltungen im Rahmen der Kampagne gebucht werden können. (alx/pm)

Quo vadis, Erzdiözese München und Freising?

Von Herbert Jagdhuber

Diözesanrat München und Freising

Die Vollversammlung des Diözesanrates der Katholiken hat sich ausführlich mit aktuellen Entwicklungen und der Zukunft der Erzdiözese auseinandergesetzt. Für den Vorstand stehen wichtige Fragen auf der Tagesordnung, so zum Beispiel: wie soll es nach all den Skandalen und Enthüllungen weitergehen mit der Kirche? Was hält uns in dieser Kirche? Wie können wir weitergeben, was uns wichtig ist? Was braucht es dazu? Dem Diözesanrat war es wichtig zu versuchen, gemeinsam mit der Diözesanleitung einige wertvolle Denkanstöße und Impulse zumindest für das Erzbistum zu erarbeiten.

„Als demokratisch gewählte Laien sind wir bereit, Verantwortung zu übernehmen", sagte der Vorsitzende, Hans Tremmel, und stellte klar: „Daher sollten wir an den Entscheidungsprozessen nicht nur irgendwie am Rande beteiligt werden, sondern von Anfang an aktiv mitgestalten können."

Zunächst stellten drei Mitarbeiter des Erzbischöflichen Ordinariats zentrale Herausforderungen und geplante Veränderungen vor. Mit Blick auf geringer werdende personelle und finanzielle Ressourcen hat Generalvikar, Peter Beer, dazu aufgerufen, jetzt entscheidende Weichenstellungen für die Zukunft vorzunehmen: „Wir sind nicht nur für uns verantwortlich, sondern auch für die nach uns." Eine „große Herausforderung" sei die Zukunft der zahlreichen Kirchengebäude. „Wir müssen uns der Tatsache stellen, dass wir, wenn wir so weitermachen wie bisher, unsere ganzen Ressourcen in die Steine stecken." Als Faustregeln nannte er, dass Kirchen möglichst im kirchlichen Besitz gehalten und für einen kirchlichen Zweck genutzt werden sollten und dass ein Ort des Gebetes erhalten bleiben müsse. Es gebe auch einen beginnenden Austausch mit der evangelischen Kirche zu der Frage, ob Gebäude möglicherweise gemeinsam genutzt werden könnten. Eine weitere Herausforderung sei es laut Beer, kirchliche Mitarbeiter zu gewinnen und zu halten. Leitgedanke dürften nicht mehr die Voraussetzungen sein, die Menschen erfüllen müssten, um bei der Kirche zu arbeiten, sondern umgekehrt: welche Ressourcen bringen diese Menschen mit und wie möchten sie sich einbringen?

Neben Beer informierte Monsignore Klaus Peter Franzl, Leiter des Ressorts Personal im Ordinariat, über die zukünftigen personellen Entwicklungen im Erzbistum. Armin Wouters, Leiter der Stabstelle Kommunikation, referierte unter dem Titel „Gemeinsam die Bindungskräfte erhalten".

Gemeinde *creativ*

INFORMATIONEN

Nachhaltige Projekte gesucht

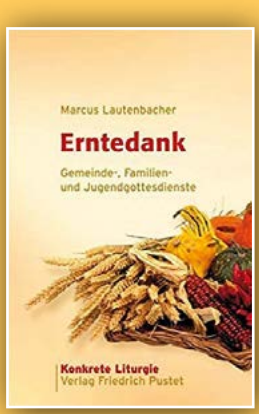
Im Frühjahr 2020 wird das Bayerische Sozialministerium zum dritten Mal den Bayerischen Innovationspreis Ehrenamt verleihen. Gesucht sind dieses Mal innovative Ideen und modellhafte Initiativen unter dem Leitthema „Ehrenamt ist nachhaltig! – Ehrenamt gestaltet unsere Zukunft!".

Mitmachen können Personen, Initiativen und Organisationen, „die gute Ideen rund um das Thema Ehrenamt kreativ aufgreifen und umsetzen. Dabei ist es egal, ob die Idee nur auf dem Papier steht oder bereits als Projekt auf den Weg gebracht wurde. Denn unser Ziel ist, innovative Ansätze des bürgerschaftlichen Engagements in allen Phasen zu unterstützen: Von der Idee bis zur Realisierung", heißt es in der Preisausschreibung. Daher werden die Preisgelder in Höhe von insgesamt 75.000 Euro wieder in zwei Kategorien vergeben, und zwar für bereits realisierte Projekte und für überzeugende Konzepte. Eingereichte Projekte sollten innovativ, gemeinwohlorientiert, vorbildlich, praktikabel und engagementfeldübergreifend sein. Bewerbungsschluss ist der 13. Oktober 2019. (pm)

✻ **Weitere Informationen unter www.gemeinde-creativ.de.**

Erntedank

Äpfel, Getreide und Kürbisse, Sonnenblumen und Trauben – Anfang Oktober danken wir für die gute und reiche Ernte des Jahres und schmücken unsere Kirchen damit. Das Erntedankfest ist ein Lob für die Schöpfung und soll deutlich machen, dass der Mensch die Natur und ihre Gaben zum Leben braucht. Damit das Fest aber nicht nur ein Fest für die Sinne, sondern auch liturgisch erlebbar wird, hat Marcus Lautenbacher in einer Ausgabe der Reihe *Konkrete Liturgie* des Friedrich Pustet Verlags Material für gelingende Gottesdiens-



te zusammengestellt. Schlicht *Erntedank* heißt das Werk, das zu Beginn die historischen Hintergründe des Festes erläutert und dabei auch Seitenblicke auf andere Kulturen und beispielsweise das amerikanische Thanksgiving wirft, um anschließend Texte für Predigten und Fürbitten anzubieten. Neben vielfältigen Bausteinen für Gemeinde-, Familien- und Jugendgottesdienste, die dazu anregen, zum Erntedankfest besondere Impulse zum Thema „Schöpfungsverantwortung" zu setzen, gibt der Autor auch praktische Gestaltungstipps, zum Beispiel wie eine Ährenkrone aussehen könnte oder wie Altäre geschmückt sein können. Das Buch bietet damit auch jenen, die ihre Kirchen bereits seit Jahren festlich schmücken, zahlreiche neue Ideen und Impulse. (alx)

✻ Lautenbacher, Marcus (2008), *Erntedank: Gemeinde-, Familien- und Jugendgottesdienste.* 152 Seiten, Taschenbuch. Verlag Friedrich Pustet, 14,95 Euro.

Lernziel Zivilcourage

In Seminaren des Landesnetzwerks Bürgerschaftliches Engagement (LBE) Bayern lernen die Teilnehmer Haltung zu zeigen und Anfeindungen mit Menschlichkeit zu begegnen.

Engagement stärken.
Haltung zeigen.

Von Stephan Schwieren

Landesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement Bayern e.V.

In den vergangenen Jahren hat der Ton in Diskussionen um die Themen Asyl, Migration und Anerkennung von Vielfalt wieder an Schärfe und Härte zugenommen. Verunsicherung und Ängste werden im politischen Diskurs instrumentalisiert. Das geht auch an den Ehrenamtlichen, die sich zum Beispiel für Geflüchtete engagieren, nicht spurlos vorbei. Freiwillige erleben Anfeindungen und Unverständnis für ihre Arbeit, sie sehen sich veranlasst, sich für ihr Tun zu rechtfertigen, fangen an, ihr Engagement zu hinterfragen und lassen sich aus Enttäuschung über negative Schlagzeilen und Vorurteile entmutigen. An diesen Stellen setzt das Projekt *„Engagement stärken. Haltung zeigen"* des Landesnetzwerkes Bürgerschaftliches Engagement (LBE) Bayern e.V. an.

Ziel des Projekts ist es, Freiwillige in ihrer Haltung für Mitmenschlichkeit zu bestärken und ihnen Handlungskompetenzen mit auf den Weg zu geben, um Vorurteilen und Angriffen überzeugend entgegenzutreten. Das LBE hat dazu eine Workshopreihe erarbeitet und einen Trainerpool aufgebaut. Sie bieten bayernweit Seminare für Freiwillige und Interessierte kostenfrei an. In den drei aufeinander aufbauenden Workshops werden gezielt Methoden der politischen Erwachsenenbildung eingesetzt, die die Reflexion und den Dialog fördern, um Lernerfahrungen zu ermöglichen.

HALTUNG ZEIGEN!

Im ersten Workshop „Zusammenhänge erkennen!" geht es um persönliche Erfahrungen mit Anfeindung, Ausgrenzung und verschiedenen Ausprägungen von gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit, wie Rassismus, Antisemitismus und andere Formen von Abwertung. Ziel ist, solche Denkmuster – auch bei sich selbst – zu entdecken, um daraus ein rassismuskritisches Bewusstsein zu entwickeln und für den Alltag und sein Engagement Handlungsmöglichkeiten abzuleiten.

Im zweiten Workshop wird die gesellschaftliche Vielfalt betrachtet und die Frage behandelt, wie eine Haltung aussehen kann, die den Wert der Gleichwertigkeit in den Mittelpunkt setzt. In einer dieser Methoden reflektieren die Teilnehmenden, wie groß der Einfluss von sozialen und kulturellen Regeln sowie Vorstellungen darüber, was als normal gilt, auf das eigene Verhalten und den Umgang mit Unterschieden sein kann.

Den Abschluss bildet der dritte Workshop „Haltung zeigen!". Verschiedene Handlungstechniken, um Parolen und Abwertungen couragiert entgegenzutreten, werden dabei unter anderem in Rollenspielen vermittelt und erprobt.

Seit Sommer 2018 hat das LBE bereits mehr als 150 Workshops in ganz Bayern realisiert. Die Rückmeldungen der Teilnehmenden sind positiv: „Solche Workshops sind wichtig, damit es im Alltagsgeschäft nicht untergeht, sich mit der eigenen Haltung auseinanderzusetzen. Oftmals hat man dafür keine Zeit. Ich habe jetzt mehr Möglichkeiten kennengelernt, wie ich auf abwertende Bemerkungen über Geflüchtete und meinen Einsatz für sie reagieren kann."

✻ Vereine, Freiwilligenzentren, Pfarrgemeinderäte und andere Gruppen von Ehrenamtlichen können sich direkt an die Trainer oder die Projektleitung in Nürnberg wenden, um weitere Informationen zu erhalten und Workshops vor Ort zu vereinbaren. Mehr dazu unter www.gemeinde-creativ.de.

Interreligiöses Lernen mit dem Religionskoffer.

Der Religionskoffer zum Thema Judentum.

Ein besonderer Lernort

2007 hat die Fakultät für Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt die Religionspädagogische Lernwerkstatt eingerichtet, die sich bis heute zu einem wahren Erfolgsmodell für religionspädagogisches Lernen und Lehren entwickelt hat.

Von Dorothea Pachale, Reinhard Thoma und Bernhard Sill

Mit ihren einladenden und für die unterschiedlichsten Arbeitsformen ausgestatteten Räumlichkeiten ist die Lernwerkstatt ein materialreicher und anregender Lernort: das Atelier ist ausgestattet mit vielfältigen Arbeitsmaterialen für kreatives Gestalten, so dass die Studierenden unterschiedlichste Formen der Unterrichtsgestaltung und Gruppenarbeitsformen erproben können. Im mit Bücherregalen und bequemen Sitzmöglichkeiten ausgestatteten Leseraum kann man in Ruhe die umfangreiche religionspädagogische Bibliothek der Lernwerkstatt konsultieren. Er bietet zudem Raum, in entspannter Atmosphäre in Kleingruppen zu arbeiten und zu lernen. Eine Medienstation ermöglicht das Sichten von Videomaterial. Das schalldichte Musikstudio lädt mit seinen unterschiedlichen Instrumenten zum gemeinsamen Musizieren ein. Das „Forum" bietet als heller und voll ausgestatteter Seminarraum die besten Möglichkeiten für eine intensive Unterrichtsarbeit und im Rechercheraum stehen den Studierenden Computer für ihre Studien- und Forschungsarbeit zur Verfügung. Für den informellen Austausch und das soziale Miteinander sind die Teeküche und der kleine Garten besondere Orte, um zu entspannen, sich in Ruhe zu unterhalten oder auch einmal zusammen zu feiern.

FOTOS: KU EI-IN, SCHULTE STRATHAUS

Gemeinsames Musizieren im Musikstudio der Lernwerkstatt.

Dieses Umfeld ermöglicht es auf besondere Weise, praxisorientiertes Lernen und Lehren mit wissenschaftsorientierter, fachdidaktischer Reflexion zu verbinden. Die Studierenden können selbständig oder unter Anleitung in Seminaren und Workshops handlungsorientierte und differenzierende Unterrichtsformen sowie vielfältige Formen der Gemeindearbeit erproben und entwickeln. Die Lernwerkstatt ermöglicht dabei in besonderer Weise, den Austausch zwischen Studierenden, Dozierenden und externen Expertinnen und Experten, aber auch mit Schülergruppen, die von Studierenden bei Projekttagen begleitet werden. So lädt die Fakultät regelmäßig Personen aus unterschiedlichen Berufen ein, sodass die Studierenden in vielfältigen Workshop-Angeboten, Erfahrungen aus der Praxis vermittelt bekommen.

Ein besonderes Highlight der Lernwerkstatt sind die von Beate Klepper zu den Weltreligionen entwickelten Religionskoffer, die anschaulich und lebendig interreligiöses Lernen ermöglichen. Für interessierte Lehrkräfte werden dazu Begleit- und Arbeitshefte sowie Projekttage mit Schulgruppen in der Lernwerkstatt angeboten.

✻ **Weitere Informationen zur Eichstätter Lernwerkstatt unter www.gemeinde-creativ.de.**

Trauerfeiern in der Gemeinde

Unter dem Titel *Vom Leben umfangen* hat Reinhard Kleinewiese Anregungen und Materialien für Trauerfeiern und Traueransprachen in der Gemeinde zusammengestellt. Der Autor ist seit vielen Jahren Krankenhausseelsorger und Gemeindepfarrer. Das Buch, erschienen in der Reihe *Konkrete Liturgie* im Verlag Friedrich Pustet, bietet wie gewohnt eine Fülle von praktischen Hilfen für die Gestaltung von Gebetszeiten und Gottesdiensten sowie Textbausteine, damit Seelsorger und Ehrenamtliche die richtigen Worte finden. Die richtigen Worte zu finden, wenn ein Kind stirbt, scheint fast unmöglich. Klaus Schäfer bietet in seinem Buch *Trauerfeiern beim Tod von Kindern* Hilfen dafür an. Es enthält Gebete, Ansprachen und Riten für Segnungs- und Trauerfeiern sowie Beerdigungen. Mit seinen behutsamen und verständlichen Formulierungen, die bewegen, aber nicht bemitleiden, die stärken, ohne aufdringlich zu sein, schenkt der Autor Seelsorgern wie Betroffenen Mut und Kraft.
(pm/alx)

✻ **Kleinewiese, Reinhard (2017), *Vom Leben umfangen: Trauerfeiern und Traueransprachen.* 120 Seiten, Taschenbuch. Verlag Friedrich Pustet, 12,95 Euro.**

✻ **Schäfer, Klaus (2010), *Trauerfeiern beim Tod von Kindern: Liturgische Hilfen und Modelle für Segnung, Verabschiedung und Beerdigung.* 168 Seiten, Taschenbuch. Verlag Friedrich Pustet, 19,95 Euro.**

Donnerstags in Schwarz. Thursdays in Black.

Von Maria Stettner

Kirchenrätin und Referentin für Ökumene und Interreligiösen Dialog der Evangelischen Landeskirche in Bayern

Als ich vor zwei Jahren als Delegierte an der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Windhoek/Namibia teilnahm, begegnete ich vielen interessanten Christinnen und Christen aus lutherischen Kirchen der ganzen Welt. In der täglichen Austauschgruppe waren Männer und Frauen, Bischöfinnen, Pfarrer, Ehrenamtliche, jüngere und ältere Delegierte gut gemischt – aus Indien, Nigeria, Lettland, Argentinien, den USA, Deutschland und vielen anderen Ländern.

Eine junge Frau aus einer der beiden lutherischen Kirchen Nigerias begegnete zum ersten Mal in ihrem Leben einer Bischöfin und berichtete von den Erfahrungen in ihrer Kirche, in der die Rolle von Frauen durch die konservative Haltung ihres Bischofs sehr eingeschränkt würde. Sie dürfe inzwischen nicht einmal mehr im Gottesdienst die Schriftlesung übernehmen – und das, obwohl sie, wie sie es ausdrückte, ganz sicher sei, dass Gott sie zum geistlichen Dienst berufen habe. Eine indische Pfarrerin berichtete, dass in ihrer Kirche die Frauenordination mittlerweile eingeführt sei, aber Frauen hätten es sehr schwer, eine Pfarrstelle zu finden, weil viele Gemeinden Frauen in Leitungsämtern ablehnten. Im Vergleich zu dem, was wir in einem der Hauptvorträge von Friedensnobelpreisträger Denis Mukwege über seine Arbeit mit Frauen, die als Kriegswaffe vergewaltigt und schwer verletzt wurden, hörten, waren die Berichte dieser beiden Frauen vielleicht vergleichsweise harmlos, aber dennoch nicht weniger bedrückend im Blick auf das, was Frauen weltweit an Unterdrückung,

an Ungerechtigkeit, an Gewalt und Missachtung widerfährt. In unserer Welt und leider auch innerhalb der Kirchen. Um nach innen die Stellung von Frauen zu stärken hat sich der Lutherische Weltbund in einem Grundsatzpapier Leitlinien zur Verwirklichung von Gendergerechtigkeit verordnet und arbeitet intensiv an deren Umsetzung.

Nach außen wirkt die Kampagne des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) „Donnerstags in Schwarz" – als Zeichen der Trauer, aber auch als Zeichen des Widerstandes gegen Formen von sexueller und geschlechtsbezogener Gewalt. Sie ist aus der Dekade der Kirchen in Solidarität mit den Frauen (1988-1998) entstanden und ließ sich inspirieren von Menschen, die sich gegen Gewalt einsetzen: von den Müttern der Verschwundenen in Buenos Aires, Argentinien, von den schwarz gekleideten Frauen in Israel und Palästina, die gegen Krieg und Gewalt protestieren, von Frauen in Ruanda und Bosnien, die auf die Verwendung von Vergewaltigung als Kriegswaffe aufmerksam machten.

In vielen Kirchen im Kontext des ÖRK, in ökumenischen Einrichtungen und Gremien haben sich Menschen der Kampagne angeschlossen. Sie rufen auf: „Die Kampagne ist einfach, aber tiefgründig. Tragen Sie am Donnerstag schwarze Kleidung. Tragen Sie einen Anstecker, um zu zeigen, dass Sie ein Teil der globalen Bewegung sind, die sich gegen Haltungen und Handlungen auflehnt, die Vergewaltigung und Gewalt dulden. Zollen Sie Frauen Respekt, die Ungerechtigkeit und Gewalt die Stirn bieten. Ermutigen Sie andere, sich Ihnen anzuschließen. Schwarz wird oft mit negativen Assoziationen in Bezug auf Rasse in Verbindung gebracht. In dieser Kampagne ist Schwarz die Farbe des Widerstandes und der Resilienz." – Mitmachen? Ja, warum eigentlich nicht?

FOTO:BARBARA HELGASON / ADOBE STOCK

Von Ottmar Fuchs

Professor em. für Praktische Theologie an der Universität Tübingen

Erinnerung, die G

Viele haben das Buch von Alexander Spoerl, „Die Feuerzangenbowle“ gelesen und/oder den gleichnamigen Film mit Heinz Rühmann gesehen. Ich möchte an die Eingangsszene erinnern: Die ehemaligen Schulkameraden kommen zur Feuerzangenbowle zusammen und erinnern sich wieder einmal ihrer Schulzeit, ihrer eigenartigen Pauker und ihrer lustigen Streiche. Und indem sie sich gegenseitig ihre schulische Vergangenheit erzählen, entsteht eine herzliche Atmosphäre des Vertrauens und der Gemeinschaft. Einer ist dabei, der diese Erinnerung nicht mitmachen kann, weil er einen Privatlehrer hatte und nie zur Schule gegangen ist. Er kann nicht mitreden und nicht miterzählen. Er schweigt und gehört für diese Phase des Gesprächs nicht zur heiteren Runde. Am gleichen Abend entschließt er sich, obgleich schon längst mit der Schule fertig und promovierter Schriftsteller geworden, in die Abiturklasse eines Gymnasiums zu gehen. Er will die entsprechenden Erfahrungen nachholen, deren Erinnerungen ihn in die Erinnerungs- und Vertrauensgemeinschaft der Feuerzangenbowle bringen können.

KIRCHEN ALS RÄUME CHRISTLICHER ERINNERUNG

Auch die Christen und Christinnen eint eine gemeinsame Erinnerung, die sie sich – inhaltsorientierend und gemeinschaftsbildend – durch die Jahrhunderte erzählt haben und sich immer wieder erzählen: in den Familien, in den Gemeinden, in den Gottesdiensten. Es sind die Geschichten im Volk Israel. Es ist die Geschichte von Jesus von Nazareth, von seinem Leben, von seinem Tod und seiner Auferstehung. Auf dieses Erinnern und Erzählen sind wir angewiesen. Ohne diese Erinnerung gäbe es keine Kirche und kein Vertrauen auf das, was erzählt wird.

Diese Erinnerung ist Weisung, indem sie eine ganz bestimmte Weisheit aus der Vergangenheit holt, eine Weisheit, die etwas Lebenswichtiges weiß, als Zuspruch und als Anspruch. Diese Weisung beinhaltet also ein inhaltliches Hinweisen auf Gnade, Verantwortung und Notwendigkeit. Der Evangelist Johannes hat diese Erinnerung als Werk des Geistes Gottes identifiziert: „Der Paraklet aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, er wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“ (Joh 14,26).

> **Abgebrochene Zukunft zerbricht auch die Vergangenheit.**

Auch, was christliches Beten ist, lässt sich nicht „erfinden“, sondern kann nur an der Praxis abgelesen werden, wie jüdische und christliche Gläubige gebetet haben und beten. Das Gebet spricht den Gott an, dessen Gesinnung aus der Erinnerung dieser Geschichten „bekannt“ ist, einschließlich der Geschichten, in denen er seine Bekanntheit verliert.

ERINNERUNG ALS GABE VOR DER AUFGABE

Da sich die Erinnerung selber voraussetzt, dass der erzählte Gott zugleich der lebendige Gott der je gegenwärtigen Menschen ist, erschließt sich in den Vergangenheitsgeschichten zugleich die gegenwärtige Beziehungsgeschichte der Lebenden mit Gott: in den erzählten Begegnungsgeschichten mit Jesus (und in seinen Gleichnissen) eröffnet die Erinnerung die aktuelle Begegnung mit dem lebendi-

FOTO: SDAVEHANLON / ADOBE STOCK

emeinschaft stiftet

gen Christus und qualifiziert diese in der Weise, wie sie erzählt wird. In dieser Begegnung wird Christus wirklich gegenwärtig, „real präsent" erlebt.

Dabei darf die Erinnerung nicht übersehen, dass von Gott her immer zuerst etwas, ja alles gegeben ist: Wie beispielsweise Jesus mit der als „Ehebrecherin" angeklagten Frau in Joh 8,1-11 umgeht, wie er sie nicht verurteilt, sondern in seine Liebe aufnimmt, so geht er jetzt mit uns um, wenn wir schuldig geworden sind. Dieser Zuspruch von Sündenvergebung und Heilung, der an keine Bedingung gebunden ist, gibt die Kraft zur Umkehr in ein neues Leben hinein. Solche Erinnerung wird zur Ressource des Erwünscht- und Geliebtseins. Nur Geliebte können Mitgefühl haben und mit nahen und fernen Menschen solidarisch sein.

So dürfen biblische Geschichten, in denen vom Handeln Gottes die Rede ist, nicht einfach leistungshaft auf die Menschen umgelegt werden: Wie Gott im Hoseabuch als barmherzig vorgestellt und geglaubt wird, so sollten die Menschen miteinander umgehen. So sehr diese Auslegung stimmt, so sehr unterschlägt sie den allerersten Anteil dieser Geschichte, nämlich: Wie sich Gott in dieser Geschichte um Israel kümmert, so kümmert er sich jetzt um uns.

SOZIALE VORAUSSETZUNG GUTER ERINNERUNG

Eine Gymnasiallehrerin erzählt: Die Schüler und Schülerinnen der Oberstufe wollen nichts von der Erinnerung an die Geschehnisse des Nationalsozialismus wissen. Ihrer Ansicht nach wären das die Probleme ihrer Vorfahren, die diese schlecht gelöst hätten. Sie hätten ihre eigenen Probleme: „Wir haben andere Sorgen und Interessen. Ihr hinterlasst uns sowieso eine beschissene Welt: Wir sind die Opfer der Zukunft, die ihr auf dem Gewissen habt. Da brauchen wir eure Opfererinnerung nicht!"

Hier stellt sich die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen geschichtlicher Erinnerung in den heutigen Menschen als die Frage danach, inwiefern die Erinnerung etwas mit den gegenwärtigen Interessen der Menschen zu tun hat. Offensichtlich haben geschichtliche Erinnerungen nur dann eine Chance, mit den Menschen in einen ernsten Kontakt zu geraten, wenn sie etwas mit diesen Menschen, ihren Sehnsüchten und Hoffnungen selbst zu tun haben. Erinnerung kann nicht (mehr) als ein Unterwerfungsunternehmen funktionieren, sondern die Menschen sind ihrerseits in diesem Erinnerungsvorgang ernst zu nehmen. Wenn junge Menschen keine Solidarität der Verantwortlichen erleben, dann gibt es auch kein vitales Interesse mehr an der Erinnerung dieser Verantwortlichen. Abgebrochene Zukunft zerbricht auch die Vergangenheit.

DIE VERANTWORTUNG DER KIRCHEN

So befindet sich die Frage nach der Möglichkeit christlicher Erinnerung zugleich im Zentrum des Problems, welche gegenwärtigen kirchlichen Erfahrungen und Hoffnungen denn die Bedingungen für diese Erinnerung sind. Wer beispielsweise im sozialen Umgang nicht fähig ist, die Not anderer Menschen wahrzunehmen, sondern alles nur auf seine eigenen Vorteile zulaufen lässt, wird darin kaum eine Schuld erkennen können. Wir brauchen kirchliche Erinnerungsgemeinschaften, in denen die Sensibilität für Schuld an die Sensibilität für das Leid von Menschen gebunden wird. Dann erkennen wir uns umso mehr in den Geschichten christlicher Erinnerung und erfahren uns von ihr getragen und ermutigt, und von daher entsprechend in Frage gestellt.

Sammler, Staunender und Entdecker

Als das sieht sich der Autor Titus Müller – was er findet, gibt er in seinen Romanen weiter. Sie sind Reisen in die Vergangenheit, in Jahrhunderte voll Elend und Seuchen, Kriegen und Schwertern. Sie erzählen aber auch von Aufbrüchen, neuen Erfahrungen, Erfindungen und dem Glauben an die Zukunft. Wer zwischen den Zeilen liest, wird seinen eigenen Alltag hinterher neu erleben. Mit Gemeinde *creativ* spricht Titus Müller über seinen Weg zum Autoren und warum historische Romane wichtig gegen das Vergessen sind.

Gemeinde creativ: ***Ganz spontan, Ihre schönste Kindheitserinnerung?***
Titus Müller: Mein erstes selbstgekauftes Buch – »Wolfsblut« von Jack London. Auch an die Büchereibesuche mit meiner Mutter habe ich viele schöne Erinnerungen. Wir Kinder durften immer fünf Bücher ausleihen, das war wie Schätze nach Hause tragen. Die Auswahl ist mir schon damals nicht leicht gefallen, am liebsten hätte ich sie einfach alle mitgenommen und gelesen.

Wann haben Sie beschlossen, Ihren ersten Roman zu schreiben?
Mit zwölf bekam ich eine Schreibmaschine geschenkt. Auf der habe ich als Jugendlicher Abenteuergeschichten getippt, aber ich habe in dem Alter noch nicht daran gedacht, Buchautor zu werden. Geologie, Indianer oder Hieroglyphen haben mich genauso begeistert – meine Interessen wechselten öfter. Das Schreiben allerdings kehrte immer wieder, mit 17 waren es Gedichte, mit 20 habe ich meinen ersten Roman begonnen.

Wurde der bereits veröffentlicht?
Ja. Ich habe bei einem Berliner Schreibwettbewerb mitgemacht, den ich allerdings nicht gewonnen habe. Gelohnt hat es sich trotzdem: Im Publikum saß Alexander Fest, der kurz darauf die Leitung des Rowohlt Verlags übernahm, und er bot mir den ersten Verlagsvertrag an.

Worum ging es in Ihrem Debutroman?
»Der Kalligraph des Bischofs« handelt von Bischof Claudius von Turin, der ziemlich verrückte Ansichten hatte für seine Zeit. Wenn man so will, hat er den Bildersturm vorweggenommen. Er hat in den Kirchen seiner Diözese Bildnisse, Figuren und andere Kunstobjekte zerstört, was die Menschen schockierte. In seine Zeit fallen auch Auseinandersetzungen mit den Sarazenen (*ursprünglich ein Volksstamm aus Nordafrika, im Mittelalter Bezeichnung für alle islamischen Völker im Mittelmeerraum, Anmerkung der Redaktion*). Er hat wohl an manchen Schlachten persönlich teilgenommen. Ich habe seine Schriften gelesen, darin wirkt er wie ein Suchender, ein bisschen aus der Zeit gefallen, wenn man so will. Dann ist da natürlich auch die Frage, ob ein Bischof in den Krieg ziehen sollte – auch wenn das für die Zeit üblich war, wie passt es zusammen mit dem christlichen Gebot „Du sollst nicht töten"? Darüber diskutieren meine Romanfiguren. Gleichzeitig sind seine Briefe so humorvoll, dass man heute noch darüber lachen kann. Diese Dinge fand ich unglaublich spannend und habe ihm daher meinen ersten Roman gewidmet.

Das klingt, als kommt in Ihren Romanen auch immer wieder der Historiker durch?
So gut ich kann, arbeite ich eng am historischen Material: Handschriften, Briefwechsel, Gerichtsakten. Das fühlt sich ein bisschen an wie damals als Kind in der Bibliothek, wie eine Schatzsuche, weil man nie genau weiß, worauf man stößt. Ich liebe es zum Beispiel, hundert Jahre alte Zeitungen zu lesen. Für meine Romane, die im 20. Jahrhundert spielen, stoße ich darin immer wieder auf spannende Details. Allein schon die Werbeanzeigen vermitteln einen intimen Einblick in die Zeit. Andere Entdeckungen begegnen mir zufällig. Ich bin ein wilder, ungezähmter Leser, der sich querbeet für vieles interessiert und begeistern kann. Nicht alles davon werde ich irgendwo verwenden können, aber das spielt keine Rolle, weil ich ja auch für mich persönlich Erkenntnisse daraus gewinne. Besonders schön ist es auch, wenn ich mit Zeitzeugen noch persönlich sprechen kann.

Für Ihre Romane suchen Sie historische Themen aus, was reizt Sie daran?
Es hilft mir, über das Heute zu staunen und manches wieder bewusster zu erleben und neue Blickwinkel auf die Welt zu entdecken. Ich habe einmal einen Text aus dem 10. Jahrhundert gelesen von jemandem, der zum ersten Mal in seinem Leben eine Banane aß und das so beschrieben hat: „Eine Frucht in der Form einer Gurke, aber wenn sie geschält wird, ist das Innere der Wassermelone nicht unähnlich, nur von feinerem Geschmack und köstlicher." Wenn ich so etwas lese, dann schmeckt die nächste Banane ganz anders.

In der Schule finden viele Schüler Geschichte staubtrocken und „von gestern". Wie war das bei Ihnen?
Ich hatte gute Lehrer und musste nicht nur Zahlen und Fakten pauken, sondern es wurde viel Wert auf Alltagsgeschichte gelegt. In meinen Romanen versuche ich immer, solchen kleinen, vielleicht unscheinbaren Begebenheiten des Alltags Raum zu geben und freue mich, wenn die Leser ihren eigenen Alltag auch wieder bewusster erleben und vielleicht dankbarer sein können für all die Annehmlichkeiten, die wir heute für selbstverständlich halten – vom vollen Supermarktregal bis zur Fußbodenheizung. Wir vergessen so schnell, wie es bei uns noch vor 50 oder 75 Jahren aussah.

Eine spezielle „Lieblingsepoche" scheint es nicht zu geben – vom Mittelalter bis zur jüngeren deutschen Vergangenheit ist in Ihren Büchern alles dabei…
Das stimmt, eine Lieblingsepoche habe ich nicht. Ich langweile mich schnell und bin sehr neugierig, so dass ich immer Neues, Unbekanntes kennenlernen möchte. Für den Rechercheaufwand ist das natürlich

Titus Müller

geboren 1977 in Leipzig, stellt ungelesene Bücher nie ins Regal und lernt bei seinen Recherchen, den eigenen Alltag neu zu erleben und dankbar zu sein für die kleinen Dinge, die das Leben lebenswert machen. Er hat in Berlin Literatur, Mittelalterliche Geschichte, Publizistik und Kommunikationswissenschaften studiert.
Mit 21 Jahren gründete er die Literaturzeitschrift „Federwelt". Er zählt inzwischen zu den bekanntesten deutschen Autoren historischer Romane, ist Mitglied des PEN-Clubs und wurde unter anderem mit dem C.S. Lewis-Preis und dem Sir-Walter-Scott-Preis ausgezeichnet. Im Herbst 2016 erhielt er den Homer-Preis.

FOTO: SANDRA FRICK

eher kontraproduktiv, weil ich da immer wieder bei null anfangen muss…

In »Der Tag X« finden sich auch autobiografische Elemente aus Ihrer Kindheit…

Ich bin lange nach den Hauptereignissen des Romans geboren, aber es war eben immer noch DDR. Im Buch gibt es eine Szene, in der eine Abiturientin in einem Schauprozess von der Schule geworfen wird, weil sie zur Jungen Gemeinde, einer kirchlichen Jugendorganisation, gehört. Auch für mich war klar, dass ich kein Abitur würde machen können, weil ich Pastorensohn bin. Da ging es in der DDR nicht um gute Noten, sondern um die „richtige" politische Einstellung. Obwohl ich ein guter Schüler war, war ich unserer Klassenlehrerin suspekt. Morgens war oft eine Diskussion über Politisches angesetzt. Meldete ich mich, sah sie durch mich hindurch, als wäre ich nicht da. Meine Weltsicht und mein Glaube waren nicht erwünscht, das hat man mich spüren lassen.

Mein Freund Mathias, der Pionierleiter war, musste einmal meinen Schulranzen durchsuchen, er kam mit zwei starken Jungs, als fürchte er, ich könnte mich wehren, und entschuldige sich mit ernstem Gesicht, bevor er zur Tat schritt. Wir waren danach weiter befreundet; ich wusste ja, er tat nur, was von ihm erwartet wurde. Aber wir sprachen nie über die Sache.

Einmal habe ich erlebt, wie Pionierfunktionäre, Lehrer und Eltern zu Gericht saßen über einen Mitschüler aus meiner Klasse. Unser Klassenraum war zum Gerichtssaal umgebaut: Vorn saßen die Erwachsenen wie Richter und Schöffen, der Angeklagte hatte in der Mitte des Raumes allein an einem Tisch zu sitzen, wir anderen saßen als Publikum hinten und an den Rändern. Ich erinnere mich an den Jungen als starken Kerl, vor dem wir alle Respekt hatten. Die Erwachsenen nahmen ihn aber derart in die Mangel, dass er am Ende mit tränenüberströmtem Gesicht dasaß. Ihrem scharfen Verhör war er nicht gewachsen gewesen. Ein Schulgericht wie zu Beginn meines Romans »Der Tag X« ist mir erspart geblieben, das war vor meiner Zeit. Aber ich kann mich in diese Situation hineinfühlen.

In »Nachtauge« beschreiben Sie die Schrecken des Zweiten Weltkriegs. Ist es wichtig, sich auch 70 Jahre später mit diesen Themen auseinander zu setzen, müssen wir uns erinnern?

Ja, das müssen wir, weil wir keine Wiederholung haben wollen. Ich glaube, dass manche aktuellen populistischen und nationalistischen Strömungen nur solchen Nährboden finden können, weil die meisten von uns keine aktive Erinnerung mehr an einen Krieg haben. Wir dürfen nie wieder an diesen Punkt kommen, an dem manche Menschen als „wertvoller" angesehen werden als andere. Ausgrenzung und Abschottung erscheinen heute wieder attraktiv, das macht mir Sorgen. Wenn der Austausch fehlt – der gerade für junge Leute wichtig ist, denken wir nur an die Erasmus-Programme der Universitäten – dann verfällt man leicht der Angst vor allem Fremden.

In »Die Stimme des Schöpfers« haben Sie Geschichten aus dem Alten Testament neu erzählt – wie sind Sie auf diese Idee gekommen?

Viele Passagen der Bibel kennt man in- und auswendig, was bei mir dazu führt, dass ich innerlich abschalte und nicht mehr so aufmerksam bin, wie ich eigentlich sein will. Ich will mit den ausgewählten Texten in diesem Buch altbekannte Bibelstellen in einer neuen Erzählung präsentieren. Sich da reinzudenken und reinzufühlen hat mir auch persönlich gut getan.

Das klassische Begräbnis stirbt

Friedwald statt Friedhof, ökologische Urne statt Eichensarg, einmal im Monat ein „Sammel-Requiem“ statt persönlicher Beerdigungsfeiern und immer öfter Trauerredner statt Priester – die Bestattungskultur wandelt sich. Ein kritischer Blick auf Trends auf und neben dem Friedhof.

Von Alexandra Hofstätter

Redaktionsleiterin

Eine Bekannte fragte mich vor kurzem, welche Musik für die Beerdigung ihrer Tante denn geeignet wäre. Ohne großartig nachzudenken sage ich, was mir einfällt: Schubert-Messe, Dietrich Bonhoeffers „Von Guten Mächten wunderbar geborgen“ und noch einiges mehr. Etwas zaghaft antwortet meine Bekannte, dass sie eher an 1920er-Jahre-Jazz gedacht hätte. Jetzt muss ich doch etwas entgeistert geschaut haben. Meine Bekannte wechselt das Thema. Im Nachhinein bin ich froh, dass sie nicht nach Helene Fischer oder Herbert Grönemeyer gefragt hat. Wie ich inzwischen weiß, stehen einige ihrer Songs auf den Hit-Listen bei Beerdigungsfeiern ganz weit oben, gleich neben *I did it my way* von Frank Sinatra und Eric Clapton's *Tears in heaven*. Über Musikgeschmack lässt sich bekanntlich streiten, aber gehören diese Lieder in eine Kirche, gehören sie zu einer christlichen Begräbnisfeier? Auch darüber mag es unterschiedliche Ansichten geben, aber allein die Tatsache, dass sie zur Disposition stehen, zeigt doch eines ganz deutlich: die christliche Begräbniskultur, sie verändert sich.

FOTO: ZAUBERKUGEL STUDIO / ADOBE STOCK

In manchen Friedwäldern erinnern Schilder an Bäumen an die Verstorbenen, jedoch oft ohne Namen und Lebensdaten, manchmal ist es auch nur ein Blumenstrauß.

CHRISTLICHE BEGRÄBNISKULTUR

Die Auferstehung Jesu Christi ist der Urgrund christlichen Glaubens. Die Hoffnung auf die eigene Auferstehung von den Toten ist der Kern unseres Glaubens, die Überzeugung, dass das Leben nicht mit dem irdischen Tod endet, die zentrale Botschaft Jesu. Dies bringen Christen durch die Art und Weise zum Ausdruck, wie sie mit Sterben und Tod und besonders mit ihren Verstorbenen umgehen. Ein würde- und respektvoller Umgang mit den Verstorbenen ergibt sich nach dem biblisch-christlichen Menschenbild, wonach jeder Mensch Abbild Gottes ist (vgl. Gen 1,26). Auch deswegen ist die Bestattung von Verstorbenen eines der sieben Werke der Barmherzigkeit. In ihr kommt die handlungsleitende Trias von Glaube, Liebe und Hoffnung zum Ausdruck. Aus diesem Verständnis heraus hat sich über die Jahrhunderte eine christliche Begräbniskultur mit Riten, Traditionen und Bestattungsformen entwickelt.

Die moderne Gesellschaft wandelt sich, und mit ihr ihre Bestattungskultur. Neben Friedhöfen etablieren sich auch andere Bestattungsorte- und formen. Friedwälder beispielweise liegen im Trend. Hier ist die Bandbreite groß, auf manchen gibt es keine äußerlichen Hinweise auf die genauen Bestattungsorte, keine Kreuze oder Grabsteine, die an die Verstorbenen erinnern. In anderen Friedwäldern werden dagegen Schilder mit Namen und Lebensdaten der Toten an Bäumen angebracht.

INDIVIDUELL UND ANONYM

Inzwischen kann man aus einer ganzen Reihe von Bestattungsformen auswählen. Individuell angepasste, auf den Verstobenen persönlich zugeschnittene Bestattungen, die sich bisweilen deutlich von den christlichen Traditionen unterscheiden, sind keine Seltenheit mehr. Traditionelle Erd- und Urnenbestattungen auf Friedhöfen, klassisch mit Grabstein, Inschrift oder in einer Urnenwand werden weniger.

Daneben haben sich neue Formen der Feuerbestattung etabliert, bei denen die Asche des Verstorbenen unterschiedlich beigesetzt werden kann: beispielsweise ist es möglich, die Asche im Wasser oder auf Wiesen zu verstreuen oder sie vom Wind verwehen zu lassen. Immer mehr Menschen lassen sich zwar in einer Urne beisetzen, jedoch an einem Ort, der nicht als Grab gekennzeichnet ist, zum Beispiel in anonymen Friedwäldern oder Urnenwiesen. Dort geht der Verstorbene scheinbar in den Kreislauf der Natur ein. Die allgemeingesellschaftlichen Trends von Individualisierung und Anonymisierung zeigen sich auch in diesen neuen Bestattungsformen.

Als Katholiken müssen wir uns deshalb immer wieder aufs Neue unsere eigenen Traditionen vergegenwärtigen und brauchen solchen

Modeerscheinungen nicht nachzugeben. Friedhöfe und die Gräber darauf sind Ausdruck unserer Kultur, sie geben den Verstorbenen den Ort, den diese brauchen. Sie erinnern an Menschen und ihre Lebensgeschichten, sind Orte der Trauer, des Loslassens, des Erinnerns und des Hoffens. Die Namen der Toten auf den Grabsteinen verweisen darauf, dass der Herr jeden einzelnen Menschen beim Namen gerufen hat (vgl. Jes 43,1): Jeder Mensch ist Ebenbild Gottes und jeder Mensch ist einzigartig, auch über den Tod hinaus. Das ist die Besonderheit des christlichen Menschenbildes, auf dem letztendlich auch unsere Bestattungskultur gründet.

Die Würde jedes Menschen drückt sich auch in seinem Namen aus. Die Namen unserer Toten sind im wahrsten Sinne des Wortes in Stein gemeißelt und lassen damit keine Anonymität zu. Jede Bestattung auf einem namenlosen Gräberfeld und jedes Verstreuen von Asche in der Natur fördert die Anonymisierung und trägt dazu bei, dass Sterben und Tod in der Gesellschaft unsichtbar werden. Der regelmäßige Grabbesuch und die Grabpflege sind dagegen der Ausdruck einer bleibenden Beziehung zu den Verstorbenen, die deutlich macht: Wir werden Euch nicht vergessen.

FOTO: ZAUBERKUGEL STUDIO / ADOBE STOCK

Immer mehr Menschen entscheiden sich für „anonyme" Bestattungen in Friedwäldern oder Urnenwiesen.

ENTFREMDUNG

In einer Gesellschaft, die sich immer mehr von Kirche zu entfernen scheint, geraten auch ihre Traditionen langsam in Vergessenheit. Das zeigt sich in Sterbeanzeigen, wo christliche Symbole seltener werden. Das zeigt sich beim Gang über den Friedhof, wo einem immer häufiger aufgelassene Gräber begegnen. Das zeigt sich beim Besuch einer Beerdigung, wo man nicht selten einen Trauerredner anstatt eines Priesters antrifft. Letzteres hat nicht immer etwas damit zu tun, dass der Verstorbene oder seine Angehörigen der Kirche kritisch oder distanziert gegenüber gestanden hätten – vielfach war schlichtweg kein Seelsorger erreichbar. Es gibt Gemeinden, da wird einmal im Monat ein „Sammel-Requiem" für alle Verstorbenen der vergangenen Wochen abgehalten. Alleine der Begriff disqualifiziert. Wer sich eine individuelle, einfühlsame Trauerfeier für seinen Verstorbenen wünscht, im Pfarrbüro aber auf verschlossene Türen oder einen Anrufbeantworter stößt, auf einen gehetzten Seelsorger, der keine Zeit für ein ordentliches Trauergespräch – und damit für seine eigentliche Aufgabe, die Seelsorge – hat, der engagiert lieber einen Trauerredner – und wem soll man es verdenken?

Fair bis zuletzt

Und ein weiterer Trend ist neu: „Fairness auf dem Friedhof" beschäftigt in der Tat immer mehr Menschen. Wer zu seinen Lebzeiten auf Nachhaltigkeit achtet, möchte auch über den Tod hinaus ein positives Erbe für Mensch und Umwelt hinterlassen, denn ein konsequent nachhaltiger und verantwortungsvoller Lebensstil geht über den Tod hinaus: das beginnt bei der Auswahl von Sarg und Urne, setzt sich fort beim Grabstein und endet bei einer verantwortungsvollen Grabgestaltung, plastikfrei und mit heimischen Pflanzen. Das Landeskomitee der Katholiken in Bayern hat unter dem Titel *Fair bis zuletzt* eine Arbeitshilfe in der Reihe *ProPraxis* veröffentlicht. Das Heft will zu einer bewussten und intensiven Auseinandersetzung mit diesen Themen ermutigen, es zeigt auf, wie ökologisch wertvoll Friedhofsanlagen sind, spricht Problematiken in diesem Themenbereich an und schlägt Alternativen vor. Die Broschüre kann in der Geschäftsstelle des Landeskomitees sowie online auf **www.landeskomitee.de** bestellt werden. Einen ausführlichen Beitrag zur fairen Grabgestaltung lesen Sie auch in *Gemeinde creativ September-Oktober 2018.*

Das NS-Dokumentationszentrum am Max-Mannheimer-Platz in München hebt sich bewusst von der Architektur rund um den Königsplatz ab.

Noch bis zum 10. November 2019 ist die aktuelle Wechselausstellung „Die Stadt ohne. Juden Ausländer Muslime Flüchtlinge“ zu sehen.

Das NS-Dokumentationszentrum München will ein internationales, offenes Haus für verschiedenste Zielgruppen sein und richtet seine Angebote entsprechend aus.

Geschichte, Gegenwart und Zukunft

Das NS-Dokumentationszentrum München

Von Kirstin Frieden

Pressereferentin im NS-Dokumentationszentrum München

Deutschland gilt als „Weltmeister im Erinnern“. Die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit – nachdem diese spät einmal in Gang gesetzt war –, die vielfältige Erinnerungskultur, wird im Ausland geschätzt. Heute steht das Erinnern an einem Scheidepunkt, der zum einen aus einem demographischen Generationswechsel heraus resultiert: Die letzte Generation von Zeitzeugen, die die NS-Diktatur erlebt, den Holocaust überlebt hat, verstummt. Dieser Einschnitt ist elementar, denn das kulturelle Gedächtnis verliert dadurch seine gewichtigste Stimme und stellt vor allem die historisch-politische Bildungsarbeit vor große Herausforderungen. Wer einmal bei einem Zeitzeugengespräch dabei war, weiß, dass die Authentizität, Unmittelbarkeit und Eindringlichkeit der Zeitzeugen nicht zu ersetzen ist.

Doch nicht nur der Wegfall der Zeitzeugen verändert die Erinnerungslandschaft und stellt Einrichtungen wie das NS-Dokumentationszentrum München vor Herausforderungen. Auch die Diversität des Publikums nimmt zu. Ein großer Teil der heute in Deutschland lebenden Menschen stammt aus einem anderen Kulturkreis, wurde in einem anderen Land sozialisiert oder ist in Familien aufgewachsen, für deren kulturelle Identität die deutsche Geschichte nicht relevant ist. Wer nach Deutschland einwandert, wandert zwar auch in die deutsche Geschichte ein, wie jüngst die Kulturwissenschaftlerin und Gedächtnisforscherin Aleida Assmann betonte, doch jeder Einwanderer bringt auch eine eigene, nicht zwingend mit dem Nationalsozialismus verbundene Geschichte mit ins Land hinein. Und gerade hier liegt neben der Herausforderung auch ein großes Potential: Die verschiedenen Erinnerungen und Geschichten können sich gegenseitig bereichern und für neue Perspektiven auf die Historie und die eigene kulturelle Identität sorgen.

BUNTES ANGEBOT

Das NS-Dokumentationszentrum München hat sich in diesem Sinne vorgenommen, die NS-Geschichte und damit verwandte Themen für ein vielfältiges und migrantisch geprägtes Publikum zu erschließen und zur Diskussion zu stellen. Dazu gehört, Angebote für ganz unterschiedliche Zielgruppen zu schaffen, neue Vermittlungsformate, Ausstellungen und Zugänge zu finden, die junge Menschen mit wenig historischer Vorbildung – und möglicherweise auch Interesse – genauso ansprechen und miteinbeziehen, wie ein historisch-politisch geschultes Bildungsbürgertum. Wie dies in der Praxis aussehen kann, hat etwa 2019 die Ausstellung „Nicht Schwarzweiß. Eine Intervention in Farbe“ gezeigt. 200 Schülerinnen und Schüler der Städtischen Berufsschule für Farbe und Gestaltung präsentierten auf Holz, Glas, Schildern und anderen Werkstoffen ihre Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte und gegenwärtigen gesellschaftspolitischen oder ganz persönlichen Fragestellungen. Da viele der Mitwirkenden Migrations- und Fluchthintergrund hatten, einige erst kürzlich aus ihren Heimatländern geflohen waren, standen beispielsweise die Themen Ausgrenzung, Heimat oder Flucht im Zentrum der künstlerischen Auseinandersetzung. Die vielfältigen Verknüpfungen mit der NS-Zeit, die sich

aus dieser Beschäftigung ableiten ließen, wurden in die Dauerausstellung integriert – als Intervention und Ergänzung.

ERINNERUNG MIT ZUKUNFT

Die bunten Exponate kontrastierten die Dauerausstellung „München und der Nationalsozialismus“, die auf Schwarzweiß-Fotos basiert und bewusst auf emotionalisierende Elemente verzichtet. Großformatige Bilder, Dokumente, Filme und Medieninstallationen dokumentieren auf vier Etagen den Ursprung und Aufstieg der NS-Bewegung, die Zivilgesellschaft im nationalsozialistischen Staat, den Zweiten Weltkrieg sowie die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit nach 1945. Die Ideologie und die Verbrechen des Nationalsozialismus sind Ausgangspunkt der Ausstellung, die insbesondere die Rolle Münchens als Entstehungsort und Hauptsitz der nationalsozialistischen Partei in den Blick nimmt und Themen wie Krieg und Völkermord, Rassismus und Antisemitismus, Ausgrenzung und Flucht schwerpunktmäßig behandelt. Im ersten Stock schließt sich ein Bereich an, in dem auf etwa 200 Quadratmetern regelmäßig Wechselausstellungen präsentiert werden. Für die gut 80 Veranstaltungen pro Jahr – von historischen Vorträgen und Gedenkveranstaltungen, über Podiumsdiskussionen bis hin zu Theaterperformances von und mit Jugendlichen und Konzerten – wurde im Untergeschoss ein Auditorium mit knapp 200 Plätzen eingerichtet. Das Veranstaltungsprogramm widmet sich internationalen, aktuellen und politischen Fragestellungen und diskutiert diese in einem erinnerungskulturellen und historischen Kontext. Zugleich werden auch historische Themen, wie zum Beispiel die nationalsozialistische Ideologie, Fremdenfeindlichkeit, Ausgrenzung und Diskriminierung unter Prämissen der Gegenwart und mit Blick in die Zukunft behandelt. Die aktuelle Wechselausstellung „Die Stadt ohne. Juden Ausländer Muslime Flüchtlinge“ zeigt ganz in diesem Sinn wie eine zunehmende politische Polarisierung zur Spaltung und zum endgültigen Ausschluss einzelner Gruppen aus der Gesellschaft führen kann – in den 1920er und 1930er Jahren wie auch heute. Weitere Schwerpunkte des interdisziplinären Ausstellungs- und Vermittlungsprogramms sind die Themen Rassismus, Genozid und Holocaust sowie – nicht zuletzt in eigener Sache – die Zukunft der Erinnerungskultur und die politische Dimension von Museen und Erinnerungsorten.

DIE VERGANGENHEIT GIBT ANTWORTEN

Auch wenn die zeitliche Distanz zu den Ereignissen des Zweiten Weltkriegs immer größer wird, lässt das Interesse an Geschichte, insbesondere an der Geschichte des 20. Jahrhunderts keinesfalls nach. Die aktuellen politischen Veränderungen in Europa und den USA verunsichern die Menschen zusehend und viele suchen nach Antworten in der Vergangenheit: Warum entstehen Diktaturen? Warum sind Gleichberechtigung, Offenheit und Vielfalt im 21. Jahrhundert keine selbstverständlichen Werte? Wie konnte es dazu kommen, dass Parteien rechts der Mitte wieder in die Parlamente und Regierungen einziehen? Ein offenes Forum zu schaffen, in dem diese Fragen vor allem auch mit der jungen Generation, diskutiert werden können, ist Aufgabe des NS-Dokumentationszentrums. Daher werden auch die Bildungsangebote des Hauses permanent erweitert und an die aktuellen Bedürfnisse der Besucherinnen und Besucher angepasst. Neben allgemeinen Überblicks-Rundgängen zur Geschichte des Nationalsozialismus werden thematische Führungen zum Beispiel zu den Themen Demokratie, Rollenbilder oder Rechtsextremismus angeboten. Zahlreiche Seminare und Workshops laden dazu ein, Aspekte der NS-Geschichte selbst zu recherchieren und in Verbindung mit der Gegenwart zu setzen.

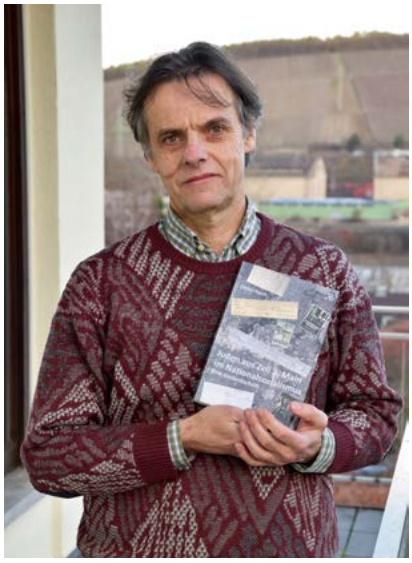
INTERNATIONAL UND OFFEN

Das NS-Dokumentationszentrum München versteht sich als internationales Haus mit offenen Türen in viele Richtungen und Angeboten für jeden. Hier sollen sich unterschiedliche Menschen, Fachrichtungen und Kulturen begegnen, gemeinsam arbeiten und diskutieren. Durch den in den letzten Jahren in fast allen europäischen Ländern sowie den USA zu verzeichnenden Rechtsruck ist die Bedeutung und der Auftrag von Einrichtungen wie dem NS-Dokumentationszentrum noch einmal größer geworden. Dabei geht es nicht darum, Panik zu verbreiten und die Geschehnisse von einst allzu simpel mit den rechtsextremen Strömungen von heute gleichzusetzen. Es geht vielmehr darum, auf unterschiedlichen Ebenen, sei es mit Ausstellungen und Veranstaltungen oder durch Bildungsprogramme und digitale Angebote, die Menschen für die Auswirkungen des Nationalsozialismus zu sensibilisieren. Dazu gehört auch, nicht nur auf die Vergleiche und Gefahren aufmerksam zu machen, sondern auch das Bewusstsein für das Positive zu stärken, das seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs entstanden ist: allgemeine Menschenrechte, eine liberale, wehrhafte Demokratie, ein vereintes Europa und seit fast 75 Jahren Frieden auf europäischem Boden. Eine lebendige, nie abgeschlossene, sich immer wieder erneuernde und auf Veränderungen reagierende Erinnerungskultur hilft dabei, diese Errungenschaften zu schützen.

FOTOS: NS-DOKUMENTATIONSZENTRUM MÜNCHEN

Alte Schuld, neue Verantwortung

Dieter Fauth ruft mit einer Gedenkschrift zur Nachahmung auf



Dieter Fauth will mit seiner Gedenkschrift einen Impuls geben, auch an anderen Orten, wo einst Juden gelebt haben, auf Spurensuche zu gehen.

Von Pat Christ

Freie Journalistin

Als die Nazis zu wüten begannen, befand sich in Zell am Main kein einziger Jude mehr. Die letzten hatten 1925 die heute knapp 4.300 Einwohner zählende Gemeinde verlassen. Sie siedelten in größere Orte über, etwa nach Würzburg, wo sie bessere Berufs- und Lebenschancen hatten, sagt der Zeller Verleger Dieter Fauth. Was aus jenen Juden geworden ist, die einst in Zell lebten, dieser Frage geht der 62-Jährige in seiner Gedenkschrift „Juden aus Zell am Main im Nationalsozialismus“ nach. Anlass für die Schrift war die Eröffnung der bayernweit einzigartigen Gedenkstätte „Rosenbaum'sche Laubhütte“ im Oktober 2018 in Zell.

Fauth war gebeten worden, ein Gedenkblatt zu schreiben, das die Namen aller 23 Juden auflisten sollte, die aus Zell stammen und zur Zeit des NS-Terrors noch gelebt hatten. Fauth begann zu recherchieren – und hatte plötzlich so viel Material, dass es für ein ganzes Buch reichte. Nach einjähriger Recherchearbeit erschien sein neues Werk als 32. Veröffentlichung in Fauths eigenem „Religion und Kultur Verlag“. Zweck seines Buchs ist es laut Fauth, an die Mitverantwortung eines jeden Menschen für eine humane Gesellschaft zu erinnern. Das, was einst geschah, dürfe nie mehr passieren. „Es geht nicht um Schuld“, betont der Religionslehrer und Verleger: „Die Schuld der Damaligen hat sich verwandelt in die Verantwortung von uns Heutigen.“

Diese Verantwortung impliziert zum Beispiel, nicht widerspruchslos Ausgrenzung oder Unrecht gegenüber Geflüchteten, etwa eine ungerechtfertigte Abschiebung, hinzunehmen. Erinnerungskultur kann nach den Worten des evangelischen Theologen Verantwortungsgefühl wecken. Wobei der Autor nicht sicher ist, ob sich die in Deutschland nach seiner Einschätzung starke Erinnerungsarbeit, falls sich die Zeiten ändern, tatsächlich als „Damm“ gegen Unmenschlichkeit erweisen wird.

Für Fauth bedeutet das Eintauchen in die Vergangenheit nicht zuletzt, Menschen und Geschichten dem drohenden Vergessen zu entreißen. Er stieß bei seinen Recherchen zum Beispiel auf den heute unbekannten Künstler Willy Wolff. Im März 1889 erblickte er in Zell am Main das Licht der Welt. Als er neun Jahre alt war, siedelten seine Eltern mit ihm in die zehn Kilometer entfernte Stadt Würzburg. Spätestens seit Wolff 17 Jahre alt war, malte er Postkarten. Mehr als 100 solcher Karten, die er an zwei Schwestern in Fürth schickte, sind noch erhalten.

Der Titel „Juden aus Zell am Main“ mag verhindern, dass Fauths Buch eine große Leserschaft erreicht. Dennoch hofft der Autor, dass sich, hiervon angeregt, auch Menschen in anderen, kleinen Gemeinden die Frage stellen: Was geschah mit unseren einstigen jüdischen Einwohnern während des NS-Terrors? Wem gelang die Flucht? Wohin flohen die Menschen? Wer wurde in ein Vernichtungslager verschleppt, wer ermordet und wer überlebte? Von jenen Juden, die einst in Zell ihre Heimat hatten, fand Fauth heraus, wurden fünf getötet. Zwölf waren vertrieben worden, sechs starben, wie etwa Rachel Wolff, bis 1940 während des NS-Regimes in Deutschland auf natürliche Weise.

FOTOS: PAT CHRIST

Die Laubhütte in Zell am Main gilt als bayernweit einzigartiger Gedenkort.

Thematisch beschäftigen sich die Erzählcafés in Traunstein mit unterschiedlichen Aspekten aus dem Stadt- und Vereinsleben.

„Daran erinnere ich mich gern!“

Unter diesem Motto veranstaltet das Katholische Bildungswerk Traunstein in Kooperation mit der Stadtbücherei Traunstein, der Stiftung Heimathaus und dem Historischen Verein für den Chiemgau zu Traunstein seit acht Jahren ein Erzählcafé. Zu Themen wie „Plötzlich saß ich im Stadtrat“, „Traunsteiner Sportschützentraditionen“ oder „Traunsteiner Feuerwehrgeschichten“ erzählen Zeitzeugen ihre Geschichten. Da ist Raum für Anekdoten, Heiteres und Trauriges.

Von Sarah Weiß

Freie Journalistin

Was klein in einer historischen Museumsgaststätte im Heimathaus begonnen hat, hat rasch größere Ausmaße angenommen, berichtet Projektleiterin Silvia Nett-Kleyboldt: „In der Museumgaststätte ist nur Platz für 60 Leute. Dann ist das Interesse sehr groß geworden und wir haben angefangen, in andere Gasthäuser zu gehen und jetzt haben wir meistens zwischen 80 und 150 Zuhörerinnen und Zuhörer.“

Das Erzählcafé sei eine feste Einrichtung in der Stadt geworden, erzählt die Trainerin für Biografiearbeit. Zu den Besuchern gehören vorwiegend ältere Semester, aber auch einige jüngere Gäste finden immer wieder ihren Weg, auch einfach, um Leute zu treffen: „Es ist kein Problem, sich auch alleine einfach reinzusetzen, da trifft man immer jemanden, den man kennt.“ So habe das Erzählcafé in den vergangenen Jahren viele treue Besucher gesammelt, die den Beginn des Erzählcafé-Jahres im April kaum abwarten können. Bis zur Sommerpause finden nach dem Auftakt zwei weitere Abende statt, weitere zwei dann im Herbst.

Das Konzept ist ganz einfach: In der Mitte der Gaststube befindet sich ein Erzählertisch, an dem die Zeitzeugen und ihr Moderator sitzen. So hat zwar nicht jeder Gast einen unverstellten Blick auf die Erzähler, aber sie können sich so in Ruhe bewirten lassen, zurücklehnen und den Anekdoten zuhören, die meistens auch recht lustig sind, erzählt Silvia Nett-Kleyboldt: „Das heißt jetzt nicht, dass nur Positives erzählt werden darf, aber wir legen schon den Schwerpunkt auf das, was ermutigend ist, was geglückt ist. Wir betonen nicht die Defizite, sondern die Ressourcen, das, was man geschafft hat und was positiv war. Was nicht schön oder unangenehm war, darf aber auch Raum haben.“

Die Moderation wird themenabhängig von jemandem übernommen, einer Expertin oder einem Experten in der Sache. Und da die Themen „Traunsteiner Themen“ sind, wie Nett-Kleyboldt sagt, kommen auch die Erzähler meist aus Traunstein oder den umliegenden Gemeinden. Absagen auf ihre Anfragen erhalte sie so gut wie nie: „Im Großen und Ganzen fühlen sich die Leute eher geehrt.“ Und umgekehrt hätten die Erzähler auch etwas von dem Abend: „Erinnerungsarbeit ist vor allem für ältere Menschen total wichtig, um einen Blick auf das eigene gelebte Leben zu haben und es ein Stück abzurunden und vielleicht auch in eine etwas heilsamere Ordnung zu bringen. Dass man nicht nur auf das Missglückte und die Leiderfahrungen schaut, sondern dass man auch sagt: Das habe ich geschafft, da bin ich stolz drauf“ – ganz getreu dem Motto: „Daran erinnere ich mich gern.“

FOTOS: SILVIA NETT-KLEYBOLDT / ERZÄHLCAFÉ TRAUNSTEIN

Schon bald war die Museumsgaststätte zu klein. Das Erzählcafé in Traunstein findet nun in Wirtshäusern statt mit bis zu 150 Besuchern – und das Interesse ist ungebrochen.

Was am Ende bleibt

Edmund Gumpert bietet Seminare zum Thema „Eintritt in den Ruhestand“ an.

Keinen Druck mehr haben. Nie mehr fremden Anweisungen nachkommen müssen. Keine Nächte mehr zergrübeln, weil ein Konflikt im Job quält. Der Ruhestand erscheint bisweilen traumhaft. Doch je näher er rückt, umso mehr Fragen tauchen auf. Was soll man mit der vielen freien Zeit anfangen? Und wie wird sich das anfühlen, plötzlich „niemand“ mehr zu sein? Antworten darauf gibt es bei einem zweitägigen Seminar, das Edmund Gumpert kurz vor seinem eigenen Ruhestand konzipiert hat.

FOTO: PAT CHRIST

Setzen sich intensiv mit dem Thema „Ruhestand“ auseinander: Edmund Gumpert, Christine Schrappe, Burkhard Fleckenstein und Johanna Schießl (von links).

Von Pat Christ

Freie Journalistin

Edmund Gumpert, 65, ist seit zwei Jahren sein eigener Chef. Davor war er lange in der Diözese Würzburg tätig. Als Umweltbeauftragter hatte er sich, besonders in den Anfängen des Agenda 21-Prozesses, weithin einen Namen gemacht. Zuletzt wirkte er am Fortbildungsinstitut (fbi) des Bistums mit. Dort entwickelte er mit Institutsleiterin Christine Schrappe ein Seminar, das hauptamtlich in der Kirche Beschäftigte beim Übergang vom Berufsleben in die Rente unterstützen will. „Es geht darum, die Berufsphase für sich gut abzuschließen“, erklärt der Theologe. Vier Mal organisierte Edmund Gumpert das Seminar inzwischen in Würzburg und München.

Das tat er zusammen mit Brigitte Krecan-Kirchbichler, Fachreferentin für Seniorenbildung der Arbeitsgemeinschaft Katholische Erwachsenenbildung in der Erzdiözese München und Freising. Etwa 50 Männer und Frauen nahmen daran teil. Burkard Fleckenstein aus Aub bei Würzburg ist einer von ihnen.

Der 62-Jährige war lange in Aub als Pastoralreferent tätig. Vor zwei Jahren erkrankte er schwer an Krebs. Was sein Leben umkrempelte. „Ich empfinde heute jeden Tag als Geschenk“, sagt er. Wegen seiner Erkrankung beschloss er vor einem Jahr, in Altersteilzeit zu gehen. Bis Ende Februar 2020 wird er nur noch zu 50 Prozent arbeiten. Aus der Gemeindeseelsorge hat er sich ganz zurückgezogen: „Ich bin nur noch in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung tätig.“ In seiner Heimatpfarrei setzte er sich ein Jahr lang auch nicht mehr ehrenamtlich ein: „Ich wollte mich bewusst eine Zeitlang aus allem raushalten.“

WAS IM LEBEN WICHTIG IST

Inwieweit er sich später freiwillig in seiner Pfarrei engagieren wird, kann Fleckenstein noch nicht sagen. Das Wichtigste im Leben, hat er durch sein schweres Leiden erkannt, ist ohnehin nicht das Tun: „Das Wichtigste sind Beziehungen und Begegnungen“. Dass er für die bald mehr Zeit haben wird, schätzt der vierfache Großvater, der sich in seiner Freizeit in der Vorstandschaft des Auber Kultur- sowie im Auber Heimatverein engagiert.

Alles klingt danach, als würde auf Fleckenstein nach dem Eintritt ins Rentnerdasein ein erfülltes Leben warten. Dennoch nahm der Katholik die Gelegenheit wahr, sich im Seminar von Edmund Gumpert intensiv mit dem auseinanderzusetzen, was ihn ab März 2020 erwartet. Gerade für kirchliche Mitarbeiter sei der Wechsel nicht einfach, meint er: „Wir waren sozusagen von Berufs wegen Christ und werden auch nach dem Berufsleben Christ bleiben.“ Das sei etwas anderes als zum Beispiel bei einer Frau, die beruflich im Einzelhandel beschäftigt war. Sie kann im Ruhestand alle ihre außerberuflichen Rollen ausleben. Womöglich hat sie nie mehr etwas mit ihrem alten Job zu tun.

Das „Abenteuer Ruhestand“, in das sich andere nach einem Knochenjob freudig stürzen, wird für Fleckenstein ein wenig durch die jüngsten Entwicklungen in der Kirche getrübt. „Bei mir macht sich gerade Resignation breit“, gesteht er. Zu gut erinnert er sich an seine beruflichen

FOTO: SIMONA / ADOBE STOCK

Urlaub, und zwar für immer – viele sehnen den Ruhestand herbei, merken dann aber doch, dass sie „Nichts-tun" nicht ausfüllt. Edmund Gumperts Seminare bereiten auf den Ruhestand vor und zeigen alternative Engagement-Möglichkeiten auf.

Anfänge in den 1980er Jahren. Aufbruchsstimmung lag in der Luft. Alle waren von der Hoffnung auf echte Veränderungen in der Kirche beseelt.

WAS DEN ABSCHIED PRÄGT

„Doch geändert hat sich nichts", sagt der junge Senior: „Im Moment werden genau die Themen diskutiert, über die wir schon vor 35 Jahren gesprochen haben." Vor allem die Hierarchie in der Kirche macht Fleckenstein zu schaffen. Auch über solche Erfahrungen, die den beruflichen Abschied prägen, wird im Seminar gesprochen.

Während sich Fleckenstein im Ruhestand ein ehrenamtliches Engagement in seiner Heimatpfarrei vorstellen könnte, will Johanna Schießl lieber Neues ausprobieren. Die 64-Jährige aus Bad Brückenau in der Rhön könnte sich zum Beispiel ein Engagement in einer Naturschutzorganisation vorstellen. Arbeiten muss sie noch offiziell bis Ende 2020, allerdings hat die Theologin vor, ab nächsten Juni ein Sabbathalbjahr einzulegen.

Das letzte Jahr im Beruf zu sein, kann sich merkwürdig anfühlen, erzählt Schießl, die im Januar an Gumperts Seminar teilnahm. Manchmal sitzt sie in einer Dienstbesprechung und denkt: „Gut, dass ich das bald nicht mehr mitmachen muss." Gleichzeitig strebt sie danach, den Menschen, mit denen sie beruflich zu tun hat, bis zur letzten Minute gerecht zu werden. Was schwierig genug ist. Schießl ist mit der Hälfte ihrer Arbeitszeit in der Altenheimseelsorge tätig: „Ich muss mich um sieben Altenheime kümmern, das ist zu viel." Eine Viertelstelle hat sie in der Krankenhausseesorge, außerdem ist sie in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung tätig.

TRÄUME WAHRMACHEN

Eigentlich, schmunzelt Schießl, habe sie gar nicht in den kirchlichen Dienst eintreten wollen. Als junge Theologin erschien ihr eine Karriere in der Wissenschaft attraktiv. Doch es kam anders. Wie es oft im Leben anders kommt, als man sich das erhofft und erwartet hat! Einen großen Traum allerdings machte Schießl wahr: „Ich hatte mir immer gewünscht, in einem Entwicklungsland zu arbeiten." 2008 ging sie für ein Jahr auf die Philippinen: „Ich habe also schon einmal tabula rasa gemacht", lacht sie.

Selbst mit großen Veränderungen kommt Schießl gut zurecht: „Die Philippinen wurden mir schnell zur Heimat." Ihr Ruhestand wird mit einer weiteren Veränderung einhergehen, plant Schießl doch, nach Oberfranken umzuziehen. Obwohl sie schon konkrete Pläne für die Zeit nach dem Berufsleben hat, war es für sie wichtig gewesen, sich in dem Seminar mit anderen zusammen Gedanken über diese wichtige Umbruchsituation zu machen. Der Übergang in die Rente, sagt Schießl, wirft existenzielle Fragen auf, eine lautet: „Was bleibt?"

Laut Christine Schrappe vom diözesanen Fortbildungsinstitut gewinnt das Thema „Ruhestand" in der Kirche an Bedeutung. So werde inzwischen intensiv darüber nachgedacht, wie Dienstherren Beschäftigte, die sich nach ihrer Verrentung weiterhin in ihrem Berufsfeld einbringen wollen, unter neuen Voraussetzungen punktuell einbinden können. Sei es auf Honorarbasis oder auch als Ehrenamtliche gegen eine Aufwandsentschädigung.

SEMINARE 2020

Für das erste Quartal 2020 sind aktuell drei Seminare zum Thema „Übergang in die Rente" für kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus Bayern geplant. Durchgeführt werden sie von Edmund Gumpert und Brigitte Krecan-Kirchbichler. Das erste Seminar findet am 23. und 24. Januar 2020 im Haus Benediktushöhe Retzbach bei Würzburg statt. Am 6. und 7. Februar wird ein zweites Seminar im Diözesanhaus St. Otto in Bamberg organisiert. Am 19. und 20. Februar findet ein drittes Seminar im Bildungshaus der Franziskanerinnen im Kloster Armstorf bei München statt.

Pfarrer Alexander Dyadychenko aus Rötz mit dem von ihm konzipierten aktuellen Totenbuch.

Die Titelseite des neuen Rötzer Totenbuchs.

FOTOS: MARKUS BAUER

Erinnern und Gedenken

Beispiele aus drei Pfarrgemeinden

Gedenken und Erinnern – das gilt in der Kirche in erster Linie den Verstorbenen, dann aber auch Ereignissen und Geschehnissen. Totenbücher, Gedenkwände und thematische Gottesdienste – wie das Erinnern in Pfarreien gelingen kann, soll in diesem Beitrag anhand einiger Beispiele aus der Diözese Regensburg gezeigt werden.

Von Markus Bauer

Freier Journalist

Auf das Requiem, meist mit einer Würdigung des Verstorbenen, soll hier nicht näher eingegangen werden, da dies wohl allerorts üblich ist. In der Pfarrei St. Martin Pfraundorf, Teil der Pfarreiengemeinschaft Beratzhausen-Pfraundorf, gibt es noch den Brauch eines zweiten Requiems (früher „Beimesse“), das zwei bis drei Wochen nach dem mit der Beisetzung verbundenen Trauergottesdienst stattfindet und zu dem die Angehörigen eingeladen werden. Die im Pfarrbrief veröffentlichten Messintentionen, also welche Person für welche Verstorbenen die jeweilige Messe lesen lässt, nennt Monsignore Georg Dunst entweder an passender Stelle im Hochgebet nach der Wandlung oder zu Beginn des Gottesdienstes nach der Begrüßung oder am Ende der Fürbitten. „Bei einer Namensnennung kommen die Angehörigen eher“, sagt der Seelsorger.

In beiden Pfarreien gibt es außerdem ein so genanntes Monatsgedenken, bei dem aller Verstorbenen der vergangenen zehn Jahre im entsprechenden Monat gedacht wird. Die Namen werden im Pfarrbrief aufgelistet. Im Rahmen einer Abendmesse an einem Werktag erfolgt diese besondere Form des Totengedenkens. Natürlich wird an Allerheiligen und Allerseelen der Toten gedacht, namentlich der seit dem Vorjahr verstorbenen Personen und mit Segnung der Gräber. Persönlicher hingegen ist eine spezielle Gedenkmesse an einem Samstagabend im Advent, zu dem die Familien der im Kalenderjahr Verstorbenen persönlich eingeladen werden. Der Seelsorger stimmt die Predigt darauf ab und für alle Trauerfamilien gibt es einen Trostbrief und eine gesegnete Kerze, die an Weihnachten zuhause zum Gedenken aufgestellt und angezündet werden kann. „Diese Gedenkmesse wird überaus positiv angenommen“, erklärt Pfarrer Dunst.

Ein Monatsgedenken für die im vorangegangenen Monat Verstorbenen gibt es bei einem Gottesdienst jeden ersten Donnerstag in der Pfarrei St. Nikolaus in Rötz. In der Einführung sowie in den Fürbitten und durch die musikalische Gestaltung erhält die Messe einen entsprechenden Charakter. Ein „Sechswochen-Amt“ an einem Sonntagabend nach der ersten Trauerphase bietet die Pfarrei St. Laurentius in Neustadt/Donau. Die Angehörigen werden dazu eingeladen, die Intentionen im Pfarrbrief veröffentlicht. Ebenso gibt es hier im November einen Gesprächsabend für die Angehörigen der im zurückliegenden Jahr Verstorbenen. Zum Ambiente gehören die Sterbebilder, die Osterkerze und far-

bige Tücher, mit einem Impuls von Monsignore Johannes Hofmann und angeregt durch Sprichwortkarten beginnt das Gespräch. „Es kann beim Schweigen bleiben oder ein zwangloses Gespräch entstehen. Es geht darum, die Leute abzuholen und sie aufzubauen“, erläutert der Pfarrer. Letztlich soll deutlich werden, dass der Glaube und die christliche Botschaft doch etwas mehr sagen und für die Hinterbliebenen bringen können.

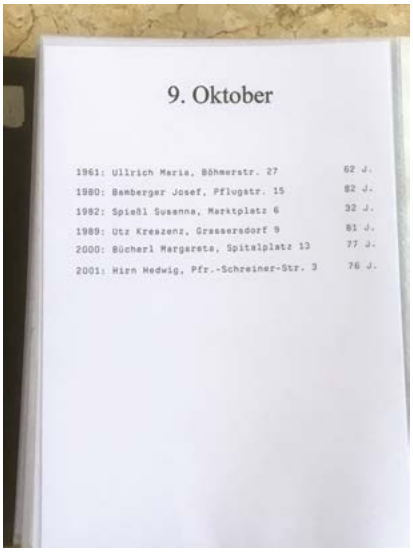
BILDER UND NAMEN

In unterschiedlichen Variationen wird vielerorts auch in Wort und Bild an die Verstorbenen eines bestimmten Zeitraumes erinnert. In der Pfarrei Beratzhausen liegt an einem der Seitenaltäre ein Ordner auf – das Totenbuch, in dem sauber aufbereitet in Klarsichtfolien die Sterbebilder eingeordnet sind. Rückwärts kann man sich so über die Todesfälle der Gemeinde informieren.

Gleich zwei schriftliche und bebilderte Reminiszenzen an die Verstorbenen gibt es in der Pfarrkirche St. Nikolaus in Rötz. Der seit Herbst 2017 hier wirkende Pfarrer Alexander Dyadychenko plant auf der linken Seite des Gotteshauses eine eigene „Sterbeecke“, die natürlich auch in Abstimmung zum Inneren der Kirche entsprechend künstlerisch gestaltet werden soll. Ein erstes Element, das Totenbuch, hat er aber schon selbst umgesetzt. In diesem werden die Sterbebilder der Toten zwischen den Allerheiligentagen dokumentiert. Da Sterbebilder heute bezüglich der Fotomotive sehr persönlich erstellt werden können, hat dieses Totenbuch einen hohen Zuspruch. „Nach dem Gottesdienst gehen viele nach vorne und blättern darin“, schildert Pfarrer Dyadychenko.

Doch die Pfarrei Rötz kann noch eine weitere, nicht alltägliche Zusammenstellung von Toten vorweisen – das sogenannte Totenregister. Hier sind alle Verstorbenen seit dem Jahr 1950 aufgeführt. Die Hintergründe der Entstehung dieses Registers sind heute nicht mehr bekannt, seitens der Pfarrei kümmert sich Doris Dimpfl, Mitglied der Kirchenverwaltung, um das Register. Momentan wird es digitalisiert, alle zwei bis drei Monate wird es aktualisiert. Das Totenregister ist ganz einfach gehalten:

Doris Dimpfl mit dem Rötzer Totenregister, in dem alle Verstorbenen seit dem Jahr 1950 aufgeführt sind.



9. Oktober

1961: Ullrich Maria, Böhmerstr. 27 62 J.
1980: Bamberger Josef, Pflugstr. 15 82 J.
1982: Spieß1 Susanna, Marktplatz 6 92 J.
1989: Utz Kreszenz, Grasserdorf 9 81 J.
2000: Bücherl Margarete, Spitalplatz 13 77 J.
2001: Hirn Hedwig, Pfr.-Schreiner-Str. 3 76 J.

Blick auf den Kalendertag 9. Oktober – mit den Namen der an diesem Tag Verstorbenen.

Hauptzahl ist der Kalendertag, unter diesem sind dann die im jeweiligen Jahr verstorbenen Personen der Reihe nach angeführt. Es hat also exakt 366 Seiten – für jeden Tag im Jahr eine.

Eine Sakramentenwand findet sich in der Pfarrkirche St. Laurentius in Neustadt/Donau. Hier finden sich Bilder von Taufen, Trauungen, Erstkommunion, Firmung – und auch die Sterbebilder der Verstorbenen bis etwa ein Jahr zurück. Nach der Renovierung der Kirche waren die Nischen, wo sich zuvor Beichtstühle befunden hatten, frei geworden. Diesen Platz nutzte man dann für die Sakramentenwand. „Erinnern tut den Menschen gut. Das ist ein Ort, an dem die Leute immer wieder nachschauen und draufschauen“, schildert Monsignore Johannes Hofmann.

ERINNERNSWERTES

Gedenken und Jubiläen von Vereinen und Gruppen, vielfach mit eigenem Totengedenken, und die Mitwirkung beim Volkstrauertag sollen hier – da wohl überall verbreitet – nicht näher beschrieben werden.

Bisweilen feiern kirchliche Gebäude, Gotteshäuser oder auch Pfarreien selbst Jubiläen und erinnern dabei an die mehr oder weniger lange Historie. In der Pfarrei St. Peter und Paul Beratzhausen wurde von 2012 bis 2014 das 250-jährige Jubiläum der Pfarrkirche (in der jetzigen Baugestaltung) begangen. Die Pfarrei tat dies mit einem „TriAnnum“, einer über die drei Jahre laufenden Reihe an Gottesdiensten, Andachten, Wallfahrten, Vorträgen, Konzerten und anderen Veranstaltungen. Großer Wert wurde auf die Nachhaltigkeit gelegt. So wurden unter anderem die Prozession von der Pfarrkirche zur Friedhofskirche St. Sebastian zu deren Patrozinium im Januar wieder eingeführt, ebenso die Wallfahrt zur Mariahilf-Kirche. Diese zog in früheren Jahrhunderten Pilger aus zum Teil weit entfernten Orten an. Seit 2012 gibt es wieder eine Sternwallfahrt am Patrozinium Maria Magdalena aus dem Zentralort und den Filialen/Ortsteilen sowie alle zwei Jahre des Bezirksverbandes der Marianischen Männerkongregation. Wichtig bei Jubiläen sind auch Festschriften, die zwar viel Arbeit bedeuten, aber Wissens- und Erinnernswertes dokumentieren.

Ein besonderes Ereignis für Neustadt an der Donau war am 24. Mai 1999 (damals Pfingstmontag) der Dammbruch mit dem gigantischen Hochwasser. Seit dem ersten Jahrestag im Jahr 2000 gibt es eine Andacht am Ort des Geschehens, die alle fünf Jahre in einem größeren Rahmen begangen wird. Beim Volksfest an Pfingsten gibt es seither einen ökumenischen Gottesdienst, bei dem an diese Katastrophe erinnert wird. Ferner führt am Dienstag in der Karwoche ein Kreuzweg mit fünf Stationen zur Donau, wobei auch an andere Dinge, wie beispielsweise Krankheit und Tod, im Gebet erinnert wird.

„Schreiben bringt Ordnung in den Kopf“

Inge Finauer leitet für das Kreisbildungswerk Mühldorf seit vielen Jahren Kurse in Biografischem Schreiben. Neben „Stammkunden“ kommen immer wieder auch neue Leute, die ihre eigene(n) Geschichte(n) zu Papier bringen wollen.

FOTO: EFFE64 / ADOBE STOCK

Von Inge Finauer

Biografie-Trainerin beim Kreisbildungswerk Mühldorf

Es ist für jeden Menschen ein Gewinn, wenn er sich mit den eigenen Erinnerungen beschäftigt, sie aufschreibt und nicht nur mündlich an die Familie weitergibt. So können Familienwurzeln entstehen und wachsen. Ebenso wäre es wichtig, das Wissen als „Zeitzeuge“ bei Geschichtsprojekten weiterzugeben, so dass die nachfolgenden Generationen hören und verstehen können.

Am besten gelingt das in einer Gruppe Gleichgesinnter, wenn eine Biografietrainerin anleitet. Bei solchen vorbereiteten Treffen fällt es den Teilnehmern leichter, bestimmte Erinnerungen aus dem Gedächtnis zu holen. Ältere Menschen fühlen sich in diesen Gruppen mit geistiger Beschäftigung und Wertschätzung ihrer Arbeit wohl. Das Aufschreiben ist wichtiger als nur Erzählen, weil mündlich Weitergegebenes oft falsch verstanden, falsch weitererzählt oder ganz vergessen wird.

An meinen Schreibkursen nahmen beziehungsweise nehmen Frauen und Männer im Alter zwischen 28 und 89 Jahren teil – viele davon über mehrere Jahre hinweg. Ein Drittel davon sind heute Männer. Zum Vergleich: zu Beginn im Jahr 2000 waren nur Frauen gekommen.

WIE SIEHT DER KURSALLTAG AUS?

Die Teilnehmer sitzen zu Beginn meist in einem Stuhlkreis um eine Mitte, die entsprechend dem Kursthema gestaltet ist. Fragen und Austausch leiten ein und an, so dass schon während des Treffens kurze Texte in etwa 20 Minuten entstehen können. Alle arbeiten dabei an demselben Thema, herausgekommen sind noch immer ganz unterschiedliche Geschichten. Wer mag, kann seinen Text anschließend in der Gruppe vortragen. Das Vorlesen im Teilnehmerkreis bringt Lob zum Stil, der Genauigkeit und Lebendigkeit der Texte ein. Aber auch ein Hinweis auf unklare Stellen, eventuell offengebliebene Fragen und Vorschläge für Verbesserungen bei der Wortwahl werden gerne angenommen; auch weil in der Schreibgruppe das ungeschriebene Gesetz gilt: „Offenheit nach innen und Stillschweigen nach außen“. Daher trauen sich viele, ihre Texte vorzutragen. Schließlich sitzen „alle im selben Boot“. Sie freuen sich über das Interesse und die Unterstützung durch die anderen Teilnehmer. Oft wird auch diskutiert, welcher der geplanten Titel der beste und passendste für die Geschichte wäre. Das Vorlesen ist natürlich freiwillig – ein Nein ist ein Nein und wird auch nicht bewertet oder kommentiert.

So entstehen Arbeiten, die nicht nach altbekanntem Muster chronologisch aufgeschrieben werden, nicht von der Wiege bis zur Bahre. Sonst würden vielleicht nur Fakten, Daten und Ereignisse des Lebens aufgezählt. Aber: persönliche Gefühle und Meinungen dürfen in keiner autobiografischen Geschichte fehlen, sonst sind diese Erinnerungen langweilig für das Publikum.

THEMEN AUS DEM LEBEN

Die Biografie-Trainerin sucht aus den drei Hauptsträngen der Biografie – individuelle Biografie, Familiengeschichte und Zeitgeschichte – abwechselnd Themen aus und bereitet sie entsprechend vor, so dass alle ihre eigene Geschichte darin entdecken können. Die Themen können sich also am Lebens- oder Jahreslauf orientieren, zum Beispiel wurden schon Geschichten zu „Weihnachten“ zu Papier gebracht, ebenso Erlebnisse

aus der Schulzeit, Begegnungen in der Heimatstadt, Urlaubseindrücke, aber auch Erinnerungen an die Kriegsjahre und die karge Zeit danach.

Ein Beispiel: Der erste Schultag – die Kursleiterin stimmt auf das Thema ein und versucht mit ungewohnten, nicht erwarteten Fragen Erinnerungen zu wecken. Es ist nicht so wichtig, sich an das Datum der Einschulung zu erinnern, sondern wie man diesen Tag erlebt hat: Erinnerst Du dich an Worte, die Dir die Mutter mitgegeben hat? Hat Dich Jemand auf dem ersten Schulweg begleitet? Vielleicht gab es eine Schultüte, wenn ja, was war da drin und wie sah sie aus? Kannst Du dich an die Namen Deiner Mitschüler erinnern, die zu deinen Schulfreuden wurden? Die Antworten fallen je nach Alter der Schreibenden und dem Zeitpunkt der Einschulung sehr unterschiedlich aus. Manch eine oder einer muss zugeben, nur Angst und Einsamkeit gespürt zu haben. Für Begleitung hatte niemand Zeit, für eine neue Schultasche oder süßes Geschenk war kein Geld da. Oft kommt dann der Satz: „Aber trotzdem ist was aus mir geworden!“ und zugleich der tröstende Applaus der Gruppe.

ANDEREN ERZÄHLEN

Es wäre schade, wenn all die entstanden Geschichten nur für die Schreibtischschublade geschrieben worden wären. Daher haben wir nach Möglichkeiten gesucht, sie öffentlich bekannt zu machen. Inzwischen zählen wir im Landkreis Mühldorf mehr als 70 Lesungen, bei denen Kursteilnehmer ihre Geschichten publik gemacht haben. Zudem finden im Landkreis Mühldorf regelmäßig sogenannte Geschichtstage statt. In diesem Rahmen konnten Kursteilnehmer als Zeitzeugen mitwirken und ihre selbst geschriebenen Geschichten präsentieren. Zum Bombenangriff auf Mühldorf am Josefitag 1945 gab es Autorenlesungen in der NS-Ausstellung im Mühldorfer Haberkasten. Eine besondere Ausstellung fand in der Kreisklinik Mühldorf statt, mit dem Titel: „Text und Textil“. Dabei wurden persönliche, originale, textile Objekte mit Geschichte, zusammen mit autobiografischen Geschichten gezeigt. Darüber hinaus werden die Geschichten immer wieder in Schulen gelesen. Der Austausch mit den Schülerinnen und Schülern zu den biografischen Texten und den Themen dahinter wie Flucht, Vertreibung und Not sind immer sehr spannend. Als Höhepunkt unserer gemeinsamen biografischen Arbeit entstand das Buch *„Gelebtes Leben – 99 Biografische Geschichten“*.

DER RAUM SCHREIBT MIT

Zum Anlass der Ausstellung „Mühldorf – 200 Jahre Salzburg in Bayern“ erschien das *Handbuch historische Kulturarbeit*. Ich durfte darin das Kapitel „Über die Lebensgeschichte in der Geschichte“ verfassen und biografische Gespräche im Rahmenprogramm der Ausstellung leiten. Für das Gelingen solcher Formate ist der Raum entscheidend: In der Regel wird sich die Gruppe in einen Raum zurückziehen, in dem sie von außen nicht gestört wird. Die Größe des Raumes sollte der Teilnehmerzahl angepasst, weder zu groß noch zu klein, geeignet möbliert und mit Flipchart, Moderationskoffer und anderen benötigten Arbeitsmaterialien ausgestattet sein. Farben, Raumgestaltung, Lichtverhältnisse und Temperatur sind wichtige Einflussfaktoren und vermitteln je nachdem eher Sterilität oder Motivation und sie beeinflussen, wenn auch nur unterbewusst, das Gesprächsklima: ein heller, lichtdurchfluteter, freundlicher Raum ist immer von Vorteil. Wenn jeder Teilnehmer die anderen beim Gespräch gut sehen kann, erleichtert das die Kommunikation. Das Gespräch kann dann nicht nur mit den Ohren, sondern auch mit den Augen verfolgt werden. Dadurch verstehen alle leichter, fühlen sich eher angesprochen und sind mehr einbezogen. Runde oder ovale Tische sind für Gesprächsgruppen besser geeignet als rechteckige. Am besten aber beginnt man im offenen Stuhlkreis und setzt sich erst zum Schreiben an die Tische.

FÜR SICH SCHREIBEN

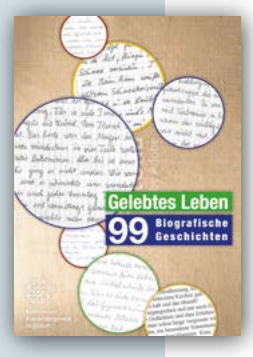
Wenn Sie keine Möglichkeit haben, angeleitet in einer Gruppe zu schreiben, können Sie es auch alleine angehen. Schreiben Sie einfach einmal drauf los. Ihre Erfahrung und Erinnerung sind wertvoll, besonders in einer so schnelllebigen Zeit und

FOTO: FINAUER / KBW MÜHLDORF

Viele Zuhörer bei der öffentlichen Lesung in der NS-Ausstellung im Haberkasten Mühldorf.

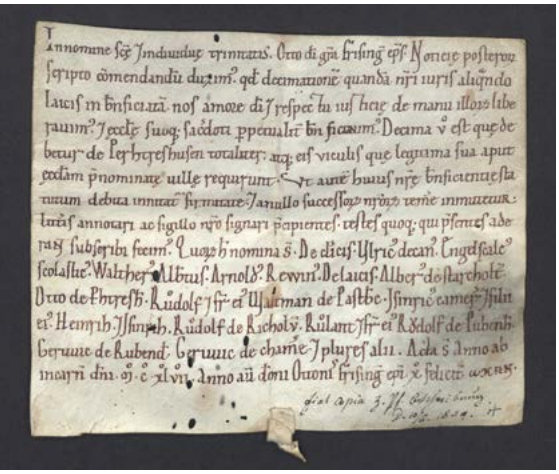
für Ihre Familie. Wichtig: nicht bei der Geburt beginnen! Es soll ja kein Lebenslauf für eine Bewerbung werden. Schreiben Sie auf Notizzettel kurz die Erinnerungen, die Ihnen spontan zwischendurch einfallen. Nehmen Sie sich für das Schreiben eine bestimmte, regelmäßige Zeit fest vor. Es macht Freude, sich gute Erlebnisse wieder zu vergegenwärtigen und Negatives kann so neu gesehen und verarbeitet werden. Schreiben bringt Ordnung in den Kopf. Noch ein Tipp zum Schluss: Erinnerungen vergegenwärtigen sich besonders gut, wenn man mit der Hand schreibt.

Viele biografische Geschichten hat die Schreibgruppe des Kreisbildungswerks Mühldorf seit dem Jahr 2000 zu Papier gebracht. 99 davon wurden gesammelt und als Buch unter dem Titel *Gelebtes Leben – 99 Biografische Geschichten* herausgegeben. Dort schildern die 40 Autorinnen und Autoren ausschließlich echte, authentische Lebenserinnerungen – keine Geschichte ist der bloßen Phantasie entsprungen. Die Texte wollen zum eigenen Schreiben oder wenigstens Erzählen anregen. **Das Buch liegt mittlerweile in der zweiten Auflage vor und kann beim Kreisbildungswerk Mühldorf zum Preis von 9,90 Euro (zzgl. Versandkosten) bestellt werden.**



Fenster zur Geschichte: Die kirchlichen Archive

Archive bilden zusammen mit den Bibliotheken und den Museen das Langzeitgedächtnis einer Gesellschaft. Im Unterschied zu den Veröffentlichungen in den Bibliotheken und zu den Kunstwerken der Museen sind ihr Metier historische Dokumente, die durch Verwaltungstätigkeit entstanden sind. Das klingt etwas „unsexy", aber die allermeisten schriftlichen Spuren, die ein Mensch von der Wiege bis zur Bahre hinterlässt, sind genau von dieser Art.



Die älteste Urkunde des Münchner Diözesanarchivs, ausgestellt von Bischof Otto von Freising 1147.

Von Roland Götz

Archivoberrat und Vizekanzler, Archiv und Bibliothek des Erzbistums München und Freising

Aufgabe der Archive ist es, solche Dokumente im Original auf Dauer sicher aufzubewahren, sie zu erschließen, zur Benutzung bereitzustellen und auch selbst auszuwerten. Die Archive machen es dadurch möglich, Menschen vergangener Epochen zu begegnen. Und sie legen mit fest, was wir künftig über die Vergangenheit wissen können (oder nicht), indem sie entscheiden, Unterlagen als historisch bedeutsam aufzubewahren (oder nicht). Nur wenn die Archivare ihre Arbeit richtig machen, kann jede Generation sich aus dem „Rohmaterial" der Geschichte ihr eigenes Bild von der Vergangenheit machen, sei es von der der eigenen Familie, einer Gemeinde oder ganzer Länder.

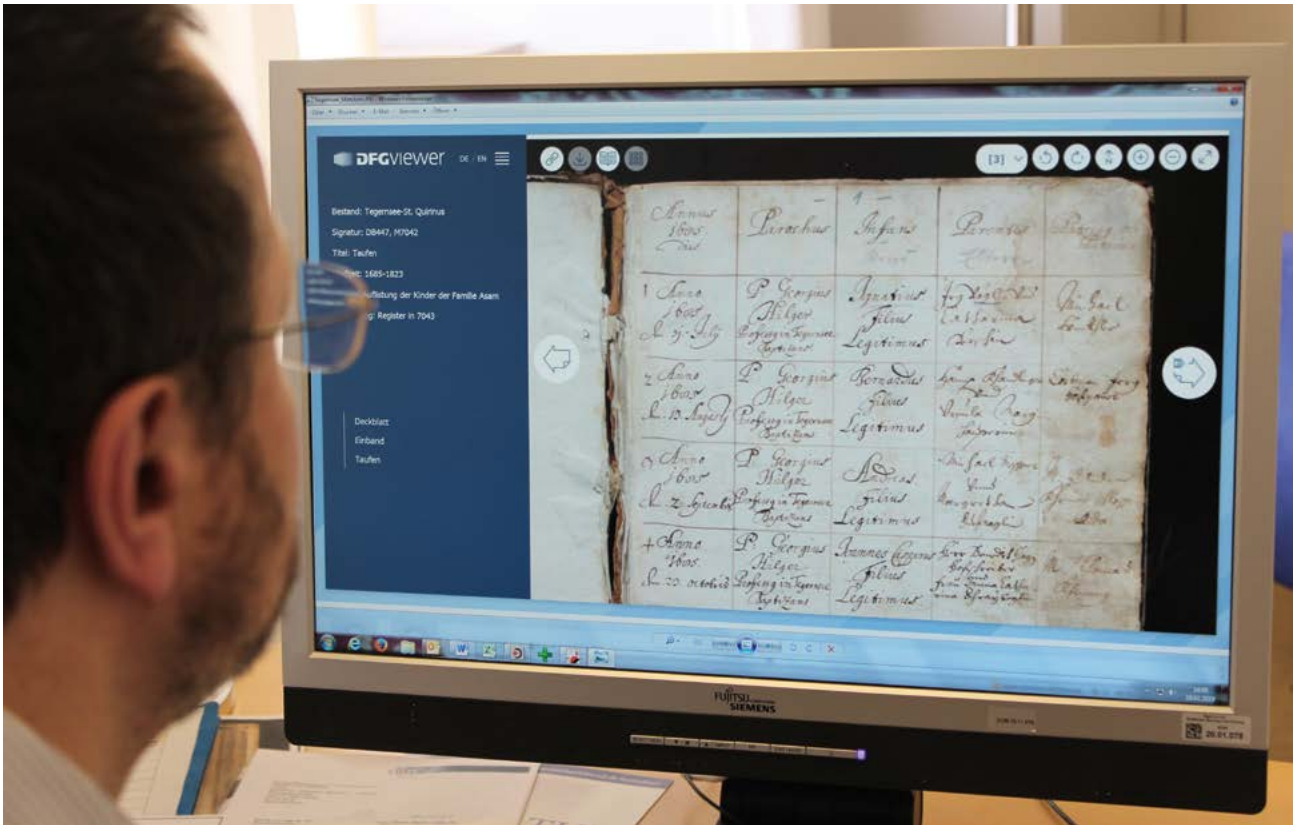
Die kirchlichen Archive haben in Bayern besondere Bedeutung, besteht hier doch ein flächendeckendes Netz von Bistümern und Pfarreien mit einer bis ins Mittelalter zurück reichenden Verwaltungs- und Archivierungstradition. Entsprechend gibt es in jeder Pfarrei, in jedem Kloster und an jedem Bischofssitz ein Archiv. Jede bayerische Diözese hat ihr Diözesanarchiv als zentrale Fachstelle für das Archivwesen. Für große Teile Oberbayerns und ein Stück Niederbayerns ist das Archiv des Erzbistums München und Freising zuständig. Mit einem Archivalienbestand von mehr als sechs Regalkilometern zählt es zu den großen Kirchenarchiven Deutschlands. Vom Ende des Mittelalters bis in die 1960er Jahre reichen die historischen Dokumente, die es verwahrt und für die Forschung zugänglich macht.

EINMALIGE EINBLICKE

Hier nur eine knappe Auswahl (wie sie ähnlich in den anderen Diözesanarchiven zu finden ist): Die vom Ordinariat geführten Akten über die einzelnen Pfarreien enthalten beispielsweise Bevölkerungsstatistiken, handgezeichnete Landkarten, Kircheninventare und Berichte der Pfarrer über Religion und Sittlichkeit der ihnen anvertrauten Pfarrkinder sowie die örtlichen Schulverhältnisse. Vom Kirchenbau und seiner Finanzierung ist ebenso die Rede wie vom Inventar der Pfarrhöfe.

Die historischen Beschreibungen des Bistums Freising (vom Jahr 1315 an) sowie des Erzbistums München und Freising (das 1821 um den zuvor zum Erzbistum Salzburg gehörenden Südosten Oberbayerns vergrößert wurde) liefern Grunddaten zur Geschichte nahezu jedes Ortes im Bistumsgebiet. Visitationsprotokolle geben von 1560 an ein ungeschminktes Bild des kirchlichen Lebens. Die Prozessakten in Ehesachen vor kirchlichen Gerichten und die Vernehmungsprotokolle unehelicher Mütter lassen tief hineinschauen in gesellschaftliche und (allzu)menschliche Verhältnisse. Über das Kriegsende 1945 sind Berichte der Pfarrer aus mehr als 500 Pfarreien erhalten. Eine 1946 durchgeführte Fragebogenaktion gibt ein eindrucksvolles Bild vom Leben der Katholiken unter dem NS-Regime.

Bedeutsam sind natürlich die Amtsakten und persönlichen Nachlässe der Erzbischöfe, die separat im Erzbischöflichen Archiv München verwahrt werden. Darunter sind die Akten des Erzbischofs Michael Kardinal von Faulhaber hervorzuheben, der in seiner langen Amtszeit (1917-1952) fast alle Umbrüche des 20. Jahrhunderts miterlebte – von der Monarchie bis zur Bundesrepublik. Sie stehen ebenso zur Erforschung zur Verfügung wie die kirchengeschichtlich hochbedeutenden Akten von Julius Kardinal Döpfner (1961-1976) zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965), zu dessen Moderatoren der Erzbischof zählte. Die Akten von Joseph Kardinal Ratzinger aus seinen Münchner Erzbischofsjahren (1977-1982) sind gemäß kirchlichem Archivrecht noch längere Zeit für die Nutzung gesperrt, doch können Fotos und Dokumentationsmaterial bereits heute ein Bild vom Wirken des späteren Papstes vermitteln. Die meistgefragten Unterlagen in den Diözesanarchiven sind die historischen



FOTOS: ARCHIV DES ERZBISTUMS MÜNCHEN UND FREISING

Das Fenster zur Geschichte öffnet sich jetzt also auch am heimischen Computer. Hier im Bild: Taufbuch von Tegernsee, 1685

Pfarrmatrikeln, also die Tauf-, Trauungs- und Sterbebücher, die seit dem späten 16. Jahrhundert in allen Pfarreien geführt werden mussten. Diese Verzeichnisse erfassen (bis heute) die wichtigsten Daten jedes einzelnen Christenlebens, ob die der eigenen bäuerlichen Vorfahren oder die von Prominenten. Bis zur Einführung der staatlichen Standesämter 1876 waren sie die einzigen Personenstandsregister. Sie sind damit unersetzlich für die Erforschung von Lebens- und Familiengeschichten, aber auch für die Bevölkerungs- und Sozialgeschichte. In allen bayerischen Diözesen wurden deshalb die historischen Pfarrmatrikeln im Diözesanarchiv zentralisiert. In München sind es mehr als 10.000 Bände.

Für die Heimatgeschichte oft noch wichtiger als das Diözesanarchiv sind die Pfarrarchive. Ihre Überlieferung reicht nicht selten ins Mittelalter zurück und damit weiter als die vieler Stadt- und Gemeindearchive. Sie sind Eigentum der jeweiligen Kirchenstiftung, doch steht das Diözesanarchiv bei Fragen der Ordnung und Verzeichnung sowie der sachgerechten Lagerung den örtlichen Verantwortlichen (d.h. Pfarrer und Kirchenverwaltung) mit fachlichem Rat zur Seite. Auch die Übergabe des Pfarrarchivs an das Diözesanarchiv ist möglich. Ebenso ist es bei den Archiven aufgelöster Klöster, wie jüngst im Erzbistum München und Freising geschehen bei den Klosterarchiven von Altomünster, Beuerberg und der Ursulinen in Landshut.

OFFENE ARCHIVE

Diözesan- und Pfarrarchive stehen (natürlich unter Beachtung des Datenschutzes und anderer Vorschriften) allen Interessierten offen – ob Schüler, Hobbyforscher oder ausgewiesener Wissenschaftler und ob katholisch oder nicht. Die Archive geben Hilfestellung bei der Forschung und wenden sich auch in Publikationen, Ausstellungen, Führungen und Vorträgen an die Öffentlichkeit. Insofern ist die Aura des Geheimnisvollen, die in den Augen vieler die Archive überhaupt und insbesondere die kirchlichen umgibt, schon lange nicht mehr berechtigt.

Dies gilt umso mehr im digitalen Zeitalter, das die Archive in mehrfacher Weise betrifft. Einerseits nutzen sie für die Erfassung und Verwaltung ihrer riesigen Bestände längst Datenbanken und Fachanwendungen. Andererseits arbeitet auch die kirchliche Verwaltung mittlerweile digital; so müssen die Archive darauf vorbereitet sein, digitales Verwaltungsschriftgut auch in digitaler Form zu übernehmen, unverfälscht zu erhalten und nutzbar zu machen. Schließlich erlaubt das Internet den Archiven, ihr wertvolles Kulturgut in viel breiterem Maße als früher, ja weltweit zur Nutzung zur Verfügung zu stellen.

WISSENSWERT

Aus bayerischen Kirchenarchiven sind bislang vor allem Urkunden und Pfarrmatrikel über Fachportale (www.monasterium.net; www.matricula-online.eu) kostenlos zugänglich. Das Archiv des Erzbistums München und Freising geht noch weiter und will im Lauf der nächsten Jahre alle seine wichtigen Bestände online stellen. Start war am 15. Juli 2019 mit etwa vier Millionen digitalisierten Seiten. Dazu gibt es Forschungsanleitungen mit direkten Links zu den Quellen und Hilfsmitteln.
✻ Mehr dazu unter www.gemeinde-creativ.de.

Bewusstsein statt Erinnerung

Jörg Skriebeleit

FOTO: PRIVAT

Von Jörg Skriebeleit

Kulturwissenschaftler und Leiter der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

Konzentrationslager, Todesstätten und andere Orte nationalsozialistischer Verbrechen verzeichnen von Jahr zu Jahr neue Besucherrekorde. 2018 wurden im ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz mehr als zwei Millionen Gäste aus aller Welt gezählt. Die Gedenkstätte Dachau nähert sich der jährlichen Besucherzahl von einer Million an. Dies ist nicht nur ein Zeichen von Lehrplanverankerung nationalsozialistischer Menschheitsverbrechen in den verschiedenen Curricula, sondern auch ein Zeichen von Verunsicherung in der sehr aktuellen politischen Gegenwart. Denn KZ-Gedenkstätten sind stets Seismographen gesellschaftlicher Zustände.

Die Taten als solche, die Konzentrationslager, der organisierte Massenmord sind etwas, das die Menschen berührt. Auf paradoxe Art werden vielen Besuchern gerade an diesen früheren Mordstätten die universellen Werte eines gemeinschaftlichen und zukunftsträchtigen Zusammenlebens bewusst. Das Aufsuchen einer KZ-Gedenkstätte ist heute somit auch eine Rückversicherung fundamentalster menschlicher Werte an Orten ihrer größten Missachtung.

KZ-Gedenkstätten sind pädagogisch höchst professionell arbeitende Plattformen. Sie arbeiten sehr bewusst mit allen gesellschaftlichen Bildungs- und Berufsgruppen: mit Förderklassen, Mittelschulen, Integrationsklassen; mit KFZ-Azubis, Pflegekräften und Polizeischulen; mit Fußball-Ultras und Studierenden aus aller Welt. Dabei verändern sich die pädagogischen Angebote immer mehr von reiner *Information* hin zu echter *Kommunikation*. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Gedenkstätten bemühen sich, die Menschen, die zu ihnen kommen, so ernst wie möglich zu nehmen. Dieses Ernstnehmen ermöglicht den Besuchern, sich an solchen Orten in all ihren Unsicherheiten, Ängsten und (oft nicht zugelassenen) Emotionen auszudrücken. Durch dieses Ernst-genommen-Werden stellt sich tatsächlich so etwas wie Nachhaltigkeit, wie Bewusstsein und auch Moralität ein.

Der „Abschied von der Erinnerung“ ist angesichts der zunehmenden generationellen Entfernung von der Zeit des Nationalsozialismus Faktum und Auftrag zugleich. Angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen ist er mehr als notwendig, denn er lässt neue Perspektiven zu. Perspektiven, die aus heutiger Sicht in die Abgründe menschlicher Entwürdigung durch die Nationalsozialisten blicken und daraus Kraft für heutiges moralisches Bewusstsein und gesellschaftliches Handeln schöpfen. Dies ist alles andere als relativierend, sondern entspricht dem im Jahr 2009 formulierten Vermächtnis der Überlebenden der Konzentrationslager: „Nach unserer Befreiung schworen wir, eine neue Welt des Friedens und der Freiheit aufzubauen: Wir haben uns engagiert, um eine Wiederkehr dieser unvergleichlichen Verbrechen zu verhindern.“

Jetzt wird Druck gemacht

Kürzlich haben die Bistümer Fulda, Mainz und Limburg angekündigt, ihre Bistumszeitungen Ende 2023 einzustellen, das Erzbistum Paderborn plant, seine Kirchenzeitung durch ein „katholisches Magazin" zu ersetzen. Das Bistum Passau geht einen anderen Weg: hier sollen das Bistumsblatt und der Altöttinger „Liebfrauenboten" fusionieren.

FOTO: ORLANDO BELLINI / ADOBE STOCK

Von Alexandra Hofstätter

Redaktionsleiterin

Das sind nur die aktuellsten Entwicklungen im Bereich der diözesanen Printmedien. Andernorts wurden Kirchenzeitungen bereits vor einiger Zeit durch kostenlose Mitgliedermagazine der Bistümer ersetzt oder solche als Parallelstruktur aufgebaut.

Das Landeskomitee der Katholiken in Bayern hält das für „ein trauriges und fatales Signal zur falschen Zeit". In einer aktuellen Stellungnahme fordert das Gremium daher mehr Mut zu Printprodukten, die journalistisch eigenständig verantwortet und in eine umfassende Medienstrategie eingebettet sind: Die katholische Medienlandschaft ist außerordentlich vielgestaltig – und die regelmäßig erscheinenden Zeitungen der verschiedenen Bistümer sind ein wichtiger Bestandteil davon. In Zeiten, in denen religiöses Wissen nicht mehr selbstverständlich über das Elternhaus weitergegeben oder im Schulunterricht erworben wird, schließen Kirchenzeitungen eine Lücke, die von Jahr zu Jahr größer wird. Zudem erreichen sie Zielgruppen, deren Interessen von säkularen Medien kaum bedient werden.

Denn dort kommen Glaubensthemen nur am Rand oder in entsprechenden Spartenprogrammen vor, die Vielfalt des diözesanen Lebens – Aktivitäten von Räten und Verbänden, innovative und kreative Projekte aus Pfarreien, Neues aus kirchlichen Einrichtungen, Porträts von Menschen, die das eigene Heimatbistum prägen – wird dort so gut wie gar nicht abgebildet. Aber genau das sind Kirchenzeitungen: Fundgruben und Ideengeber, die das kirchliche Leben einer Diözese in seiner Fülle darstellen. Sie regen an zum Nachdenken, Diskutieren, Nachahmen und zum sich inspirieren lassen. Damit kommt Kirchenzeitungen eine weitere wichtige Funktion zu: sie sind sozusagen der haptische Ausdruck der Zusammengehörigkeit und des Zusammenhalts in einem Bistum. Gerade in der heutigen Zeit erscheint dieses einende, haltgebende Element wichtiger denn je.

Niemand ist perfekt

Außerdem hat sich das Landeskomitee kürzlich in die aktuelle Debatte um nichtinvasive Bluttests während der Schwangerschaft eingeschaltet. Darin macht sich das Laiengremium stark für eine Willkommenskultur für jedes Kind, ob behindert oder nicht.

Solche pränatalen Schwangerschaftstests sollen bei Kosten- und Risikoreduzierung Gewissheit darüber verschaffen, ob ein Kind gesund ist. Aber diese vermeintliche Sicherheit wirft mehr Fragen als Antworten auf, findet das Landeskomitee:

Was passiert mit dem Kind, wenn dieser Test ergibt, dass eine Behinderung vorliegt oder wahrscheinlich ist? Was passiert mit den Eltern, was mit unserer Gesellschaft, die anfängt, lebenswertes von lebensunwertem Leben zu unterscheiden? Das Landeskomitee hält daher die zu erwartende Entscheidung, pränatale Bluttests in den Leistungskatalog der gesetzlichen Krankenkassen aufzunehmen, sowohl aus ethischen als auch aus verfassungsrechtlichen Gründen für falsch und plädiert dafür, sich gesellschaftlich und politisch den damit verbundenen Fragestellungen anzunehmen.

Für den Fall, dass nichtinvasive Pränataltests dennoch in den Leistungskatalog der gesetzlichen Krankenkassen aufgenommen werden, hält die Stellungnahme einige „unabdingbare Voraussetzungen" fest: so müssen diese Tests freiwillig bleiben und das „Recht auf Nichtwissen" der werdenden Eltern müsse respektiert werden. Gleichzeitig müsse das Arzthaftungsrecht dahingehend modifiziert werden, dass Ärzte nicht mehr belangt werden können, wenn sie bei entsprechenden Testergebnissen nicht zum Abbruch drängen.

„Wenn öffentlich darüber diskutiert wird, pränatale Bluttests zuzulassen, geht es letztlich um den perfekten Menschen", schreibt das Landeskomitee. Den wird es jedoch nicht geben – niemand ist perfekt: „Und wir sollten nicht anfangen, die finanziellen Kosten pränataler Tests gegen die späteren Mehrkosten für einen behinderten Menschen aufzurechnen." Das wäre auch das Ende einer Gesellschaft, die vom biblisch-christlichen Menschenbild geprägt ist. (alx)

✻ **Die beiden Stellungnahmen im Wortlaut lesen Sie auf www.landeskomitee.de.**

Das Ökumenische Stundengebet

Seit Anfang des Jahres ist Achim Budde Direktor der Katholischen Akademie in Bayern. Die Wochenenden verbringt der zweifache Vater bei seiner Familie in der Nähe seiner alten Wirkungsstätte Burg Rothenfels, in München trifft man ihn außerhalb der Akademie und fern von Terminen beim Joggen im Englischen Garten. Und weil er die Frage, ob er sich denn in München schon eingelebt habe, fast schon nicht mehr hören kann, stellen wir im Folgenden eines seiner Herzensthemen – das Ökumenische Stundengebet – vor.

Von Alexandra Hofstätter

Redaktionsleiterin

Zehn vor Zehn an einem Dienstagvormittag. Gut zehn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Katholischen Akademie haben sich in der Hauskapelle zum gemeinsamen Ökumenischen Stundengebet versammelt. Seit Februar tun sie das jeden Werktag. Ein kurzes Innehalten im Arbeitsalltag. Ein Luftholen. Ein Zu-sich-kommen.

Achim Budde hat das Konzept zu diesem Kurz-Stundengebet nicht fertig „mitgebracht", sondern die liturgische Form, so wie sie nun in der Akademie gebetet wird, speziell für diesen Kontext ausgearbeitet. „Es gibt beim Stundengebet nicht die eine Form, die richtig oder falsch wäre", sagt Achim Budde. „Etwas, das anderswo funktioniert, kann man hier nicht einfach überstülpen oder nachmachen." Er hat sich angeschaut, wie es um die Rahmenbedingungen – Zeitbudget, Termin, Teilnehmende – steht und die Liturgie entsprechend angepasst. Maximal sieben oder acht Minuten dauert die Andacht am Morgen: „Um diese Uhrzeit können die Mitarbeiter das gut einrichten." Bei den Anpassungen konnte er auf das vielseitige Material zurückgreifen, das der gleichnamige Verein in den vergangenen Jahren bereits zum Ökumenischen Stundengebet erarbeitet und herausgegeben hat.

FOTO: ALEXANDRA HOFSTÄTTER

Richtig angegangen und organisiert, müsste sich eigentlich für jeden Ort ein passendes Konzept ausarbeiten lassen – von der Großstadtpfarrei mit „Laufkundschaft" bis hin zur kleinen Dorfgemeinde, mit tiefverwurzelten, volkskirchlichen Strukturen. Begonnen hat das Projekt als Angebot der Bonner Citypastoral im Jahr 2004 als „Bonner Mittagsgebet", 2014 wurde dann der Verein gegründet.

„Das Stundengebet hat leider nie die Verhaltenssicherheit erreicht, wie man sie bei Teilnehmern einer Messe kennt", meint Budde. Dem wurde vom Verein Rechnung getragen: der jeweilige Ablauf ist in den Gebetsheften detailliert beschrieben, sie enthalten „Regieanweisungen", kurze Erläuterungen ziehen sich durch's ganze Heft, schreiben nicht vor, sondern laden ein. „Das Stundengebet ist keine Bühnenliturgie, sondern eine zum Mitmachen", sagt Budde. Mit diesen kleinen Hilfen ist das auch eher Ungeübten und „liturgisch Unmusikalischen" möglich.

Der Verein sieht sich als Plattform, die vernetzt und bei Fragen weiterhilft. Wer in seiner Gemeinde oder Einrichtung ein solches Ökumenisches Stundengebet etablieren möchte, bekommt dort Material und wird beraten – zum Beispiel auf der Tagung „Liturgie in der Stadt", die vom 2. bis 5. Oktober 2019 in der Akademie durchgeführt wird. Die Liturgiehefte machen nicht nur das Mitfeiern leicht, sondern entlasten auch die Akteure von der aufwändigen Gottesdienstvorbereitung. Budde nennt als Beispiel eine kleine Ge-

meinde im Kaiserstuhl. Dort hält ein betagter Senior seit Jahrzehnten das liturgische Leben fast im Alleingang aufrecht und schreibt ihm nun: „Unser Abendlob in St. Mauritius erhält durch das Ökumenische Stundengebet eine Chance, weiterzubestehen: Die neuen Hefte machen die Durchführung so leicht, dass sich Menschen nun eher für den Dienst gewinnen lassen." Für Achim Budde sind „genau das die Momente, für die man das alles macht".

Etliche Mitarbeiter in der Katholischen Akademie nehmen das kleine Stundengebet dankbar an. An diesem Dienstagvormittag ist im nahen großen Saal eine Tagung. Bei den Orgelklängen horchen die Teilnehmer auch dort auf und spüren die unaufdringliche, spirituelle Grundierung des Hauses. Manchmal stößt auch jetzt schon ein Tagungsteilnehmer spontan hinzu. „Wenn sich das Konzept bewährt, wollen wir das Angebot öffnen, nicht nur für die Gäste in unserem Haus, sondern auch für Interessierte von draußen", sagt Budde.

✻ **Mehr dazu unter www.oekumenisches-stundengebet.de.**

Vielfalt statt Eintönigkeit

Das Stundengebet der Zukunft wird keine „Einheitsliturgie" sein. Es gibt kein Patentrezept für alle Gruppen, die miteinander beten möchten. Die Menschen sind dafür einfach zu unterschiedlich: Was im Kloster möglich ist, passt nicht jedem in den Alltag. Was geschulte Pfarrerinnen und Pfarrer können, mag Ehrenamtliche überfordern. Was großen Gemeinden gut tut, kann in kleinen Gruppen peinlich wirken – oder umgekehrt. Jugendlichen gefallen vielleicht andere Lieder als Älteren. Ökumenisches Stundengebet heißt: für konkrete Gemeinden, Gruppen oder Veranstaltungen individuell die richtige Form und Sprache finden.

Gemeinsame Traditionen sind ein Segen

Nicht, weil sie alt sind oder Vorschrift. Sondern weil sie Menschen verbinden und es ihnen trotz unterschiedlicher Herkunft und Prägung ermöglichen, gemeinsam zu handeln. Ein Lied, das alle kennen. Das gemeinsame Vaterunser. Die Körpersprache. All dies trägt dazu bei, dass eine Versammlung zur Gemeinschaft wird. Ökumenisches Stundengebet heißt deshalb auch: nicht immer originell sein wollen, sondern alle guten und sinnvollen Gepflogenheiten aufgreifen, stärken und verbreiten.

Ein offenes Haus

„Offen sein" ist ein gutes Stichwort, das oft dann fällt, wenn Achim Budde über die künftige Ausrichtung der Katholischen Akademie Bayern spricht.

Gemeinde creativ: ***Wie haben Sie die ersten Monate in der Akademie erlebt?***
Achim Budde: Die vergangenen Monate waren unglaublich spannend, aber auch stressig. All die neuen Formate, all die neuen Gesichter – bei der Veranstaltung „Mittags im Schloss" mit dem Münchner Polizeipräsidenten Hubertus Andrä zum Beispiel, da saßen Gäste im Publikum, die ich bisher nur „aus der Ferne" oder aus den Medien kannte. Inzwischen habe ich so gut wie alle Formate einmal miterlebt und weiß, was beim nächsten Mal auf mich zukommt, das entspannt ungemein.

Gab es Überraschungen?
Überrascht im positiven Sinn hat mich die Mitgliederversammlung der Katholischen Erwachsenenbildung (KEB) Bayern. Hier war ich erstmals in meiner Funktion als Vorsitzender mit dabei und ich war schier begeistert von der Atmosphäre der Veranstaltung, vom Miteinander und von der Art und Weise, wie hier diskutiert wurde, besonders über den Antrag zum Umgang mit der AfD. An diesen Tagen hatte ich sofort das Gefühl, „einen Draht" zu den anderen Teilnehmern zu haben, habe mich richtig „zuhause" gefühlt. Da freut man sich natürlich besonders auf die weitere Zusammenarbeit, zumal die Katholische Erwachsenenbildung ein unglaubliches Potential, sehr großen Gestaltungsspielraum und wichtige Aufgaben hat.

Wo sehen Sie die Katholische Akademie in zehn Jahren?
An der Antwort auf diese Frage arbeiten wir gerade auf allen Ebenen, von der Akademieleitung zum ins Gebäudemanagement. Baulich wird es einige Veränderungen geben müssen, gerade auch, was den Energiebereich und Barrierefreiheit betrifft. Aber was wir genau machen müssen, hängt natürlich davon ab, für welche Ziele wir unser Haus nutzen wollen. Dazu entwickeln wir jetzt eine Vision „Akademie 2030". Wenn Sie mich kommendes Jahr noch einmal danach fragen, kann ich sicher sehr konkret werden. Soviel schon jetzt: Wir wollen offen sein für alle Zielgruppen und unter Beweis stellen, dass Kirche nach wie vor ein ernstzunehmender, intellektueller Player ist. Für Menschen in der Lebensphase der Ausbildung oder auch der Berufstätigkeit würden wir gerne attraktiver werden: preislich, aber auch thematisch und in Stil und Format.

„Die Oma ist weit weg verreist“

Diese Aussage ist keine sinnvolle und verantwortungsvolle Antwort, wenn es darum geht, mit Kindern über den Tod eines Verwandten zu sprechen, lenkt sie doch die Hoffnung und Freude auf den Tag, an dem die Oma zurückkommen wird. Die Katholische Elternschaft Deutschlands (KED) bereitet Eltern auf solche Situationen vor.

Von Edmund Speiseder

Katholische Elternschaft
Deutschlands (KED)

FOTO: EDMUND SPEISEDER

Die Nachricht vom Tod – Eltern sollten in dieser Situation nicht ausweichen, in der Hoffnung, dass es das Kind wieder vergisst, was der Erwachsene nicht beantworten wollte oder kann. Behutsames Vorgehen und Ehrlichkeit sind gefragt.

Mit Kindern über den Tod zu reden ist keine leichte Aufgabe. Ausweichen oder Vertrösten ist stets der falsche Weg, auch wenn es weder eine Checkliste noch ein Patentrezept für den Umgang mit solchen Situationen gibt. Zu sehr ist jede Antwort auf Kinderfragen abhängig:

- von der jeweiligen Situation und Person des Kindes
- vom Alter des Kindes
- von der Art des Gespräches
- von der momentanen Stimmung bzw. der inneren Stabilität der Gesprächspartner
- vom Verhältnis der Gesprächspartner zueinander
- von der Vorgeschichte, den Todes- und Krankheitsbedingungen
- nicht zuletzt von der Übereinstimmung von Wort und Tat beim Erwachsenen

Ein paar allgemeine Gedanken zum Gespräch mit Kindern über den Tod sind vielleicht dennoch hilfreich:

- Wann und unter welchen Umständen Kinder auch immer Fragen über den Tod stellen und darüber sprechen wollen, der Erwachsene darf niemals ausweichen oder gar vertrösten, in der Hoffnung, dass das Kind dann wieder vergisst, was der Erwachsene nicht beantworten will oder kann.
- Wenn die Zeit ungünstig ist, hat man selbstverständlich das Recht, den Zeitpunkt des Gespräches zu verlagern. Dabei ist es wichtig, diesen nicht auf ungewisse Zeit zu verschieben, sondern mit dem Kind einen festen Termin zu vereinbaren, um zu signalisieren, dass man das Kind ernst nimmt und vor der Frage nicht flieht, auch wenn man davor Angst hat.
- Alle Fragen sollen vom Kind gestellt werden dürfen. Sie sollen offen und ehrlich beantwortet werden, jedoch mit angemessener Einfühlungskraft und Vorsicht. Diese Behutsamkeit ermöglicht es, die kindliche Vorstellung zu erkunden und vermeidet unnötige Überforderung. Ein Kind verlangt mit seiner Frage oft keine wissenschaftliche Erklärung, sondern Beruhigung und Klärung.
- Am Ende eines Gespräches sollte immer gefragt werden, ob das Kind mit der Antwort zufrieden ist und ob diese ausreicht. Es sollte in keinem Fall der Eindruck entstehen, es sei „jetzt endlich alles gesagt“.
- Angstmachende Antworten („Jeder muss mal sterben“) sind immer zu vermeiden. Glaubensvorstellungen, bildreiche, hoffnungsvolle Antworten, beispielsweise aus der Bibel, sind als großer Schatz der Trostmöglichkeiten zu sehen.

Kinder sollen behutsam, trotzdem aber rechtzeitig auf den Tod vorbereitet werden, besonders, wenn ein nahes Familienmitglied in Gefahr ist, zu sterben. Die Erfahrung des Ausgeschlossenseins kann ein Trauma verursachen. Kinder sollten nie zum Reden gedrängt werden. Durch das Beobachten seines Verhaltens ist oftmals zu erkennen, ob das Kind gesprächsbereit ist; auch die Körpersprache darf nicht außer Acht gelassen werden. Kleineren Kindern ist der Besuch von Sterbenskranken eher am Anfang der Sterbezeit zu ermöglichen. Jugendlichen darf durchaus ein Gespräch mit sterbenden Menschen zugemutet werden. Auch Krankenbesuche mit vielleicht erschreckenden Eindrücken müssen ebenso altersentsprechend vorbereitet werden.

Jeder Mensch bedarf in der Trauer der seelischen Hilfe und des Beistandes. Man kann helfen, indem man angst- und schuldbeladene Gefühle auszusprechen und zu verarbeiten hilft, um eine realistische Sichtweise des Geschehenen zu erzielen. Kinder sind auf wirklichkeitsnahe Weise auf bevorstehende Änderungen vorzubereiten, zum Beispiel mit Trauer- und Abschiedsfeiern. Auch persönliche und gemeinsame Rituale sind wichtig, sie helfen bei der Verarbeitung der Geschehnisse.

Versöhnungsarbeit seit mehr als 70 Jahren

Von Markus Bauer

Freier Journalist

Etwa 400 Menschen aller Generationen, vor allem aus Deutschland und Tschechien, nahmen vom 1. bis 4. August 2019 an den deutsch-tschechischen Begegnungstagen in Landshut teil. Ein deutlicher Beweis dafür, dass die Arbeit der Ackermann-Gemeinde und ihrer tschechischen Schwesterorganisation, der Sdružení Ackermann-Gemeinde, nachgefragt und auf der Höhe der Zeit ist. Auch das Thema des Treffens „Europa 1989 – 2019: Mut zur Zukunft“ könnte angesichts der momentanen Situation aktueller nicht sein.

Friede, Versöhnung, Europa – bezogen primär auf das deutsch-tschechische Verhältnis und aus der Perspektive des katholischen Glaubens – sind die zentralen Inhalte der Arbeit der Ackermann-Gemeinde. Sie versteht sich hinsichtlich ihrer Wurzeln und Geschichte als Gemeinschaft katholischer Sudetendeutscher, doch schon lange ist diese Herkunft nicht mehr das zentrale Kriterium für die Mitgliedschaft. Wer die Verbandsarbeit unterstützt, kann Mitglied werden. Der Verbandsname stammt aus dem Jahr 1400, aus dem Werk des böhmischen Dichters Johannes von Saaz „Der Ackermann und der Tod“: ein Streitgespräch zwischen einem Bauern, der viel zu früh seine Ehefrau verloren hat und daher mit seinem Schicksal hadert, und dem Tod, den er dafür verantwortlich macht. Diesen Disput schlichtet am Ende Gott selbst. Er zeigt für beide Seiten Verständnis, weist aber zugleich auf sein göttliches und gottgewolltes Wirken hin, das weder vom Tod noch vom Menschen beeinflusst oder verändert werden kann.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Vertreibung der Sudetendeutschen trafen bereits am 13. Januar 1946 engagierte katholische sudetendeutsche Priester und Laien zusammen und gründeten die Ackermann-Gemeinde. Das literarische Vorbild, den christlichen Glauben und die katholische Soziallehre als Basis nehmend, sind die Mitglieder bis heute bestrebt, das Schicksal der Vertreibung zu bewältigen, auf Missachtung von Menschenwürde und Menschenrechten in der Gegenwart aufmerksam zu machen, Brücken in die ehemalige Heimat zu schlagen und so einen Beitrag zum Frieden und zur Versöhnung mit dem tschechischen Volk zu leisten.

Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs 1989 können viele Kontakte offen gepflegt und Hilfen offiziell geleistet werden. Tagungen, Wallfahrten und Symposien finden in Deutschland und Tschechien statt – mit Teilnehmern beider Länder. Ein Schwerpunkt – auch im Kontext „Erinnerung“ – sind in den vergangenen Jahren die sudetendeutschen Widerstandskämpfer, allen voran die gemeinsam erarbeitete Wanderausstellung „Zeugen für Menschlichkeit. Christlicher sudetendeutscher Widerstand 1938 – 1945“ und der 140-seitige Katalog dazu. Darin werden zehn Priester, Ordensleute und Laien sudetendeutscher Herkunft oder mit Wirkungsorten im Sudetenland vorgestellt, die sich aus ihrer katholischen Überzeugung der NS-Politik entgegengestellt haben.

Auch die Junge Aktion und das Jugendbildungsreferat der Ackermann-Gemeinde bieten Kurse zur politischen Bildung, Seminare und Begegnungsveranstaltungen für Jugendliche ab zwölf Jahren bis zum Studentenalter. Und zu allen Veranstaltungen gehören religiöse Elemente: Der Sonntagsgottesdienst ebenso wie Meditationen am Beginn des Tages und am Abend.

Bei einer Gedenkveranstaltung in der KZ-Gedenkstätte Dachau: Matthias Dörr, Bundesgeschäftsführer der Ackermann-Gemeinde (rechts) trug ein Gebet von Martin Niemöller vor. Weiter im Bild: Adriana Insel, die stellvertretende Dachauer Landrätin Marianne Klaffki und die tschechische Generalkonsulin Kristina Larischová.

FOTOS: MARKUS BAUER

Die im Jahr 2013 angebrachte Gedenktafel der Ackermann-Gemeinde im Gedenkraum der KZ-Gedenkstätte.

FOTO: PRIVAT

Begeistert sein

Kirchliches Engagement hat viele Gesichter

Andreas Felsl, 51 Jahre, ist bereits seit seiner Jugend in der Katholischen Landjugendbewegung (KLJB) kirchlich engagiert. Seit drei Jahren ist er im Landesvorstand der Katholischen Landvolkbewegung (KLB) Bayern tätig. Die KLB hat ihn im Frühjahr 2019 zu ihrem Landesvorsitzenden gewählt. Sein großes Anliegen sind die Landwirtschaft und der ländliche Raum mit seinen Menschen und seinen Dörfern und wie wir nachhaltig unsere Zukunft gestalten können.

Warum engagieren Sie sich ehrenamtlich?

Weil es immer Menschen braucht, die etwas tun. Es muss immer Menschen geben, die Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen. Es macht Spaß, sich mit Sachthemen auseinander zu setzen, sich in den Diskussionen zu reiben und dann gemeinsam Lösungen zu finden. Frei nach dem Motto: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es“ und das am besten immer gleich selbst. Angefangen bei ganz kleinen Schritten im persönlichen Alltag, in Beruf und Familie bis zum „großen“ Engagement für Gesellschaft, Vereine und Verbände – es ist immer besser, selbst aktiv zu werden, als abzuwarten, bis jemand anderer etwas unternimmt.

Wie sind Sie zum freiwilligen Engagement gekommen?

Über die Familie: in meiner Familie war es selbstverständlich, sich für das Gemeinwohl, den Berufsstand und die Pfarrgemeinde zu engagieren. Da rutscht man automatisch mit hinein. Bisher hat mir das sehr viele schöne Stunden beschert.

Was beschäftigt Sie im Moment?

Der mangelnde Dialog zwischen Landwirtschaft und Gesellschaft nach dem Volksbegehren zum Artensterben. Hier haben sich viele Gräben aufgetan, für die das Volksbegehren der bekannte Tropfen war, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat. Es steht nun stellvertretend für die vielen Belastungen und Veränderungen, die die Landwirtschaft in Bayern in den vergangenen Jahren aushalten musste. Es ist dringend notwendig, wieder in einen klärenden und ehrlichen Dialog zu kommen. Hier müssen beide Seiten, Landwirtschaft und Gesellschaft, wieder aufeinander zugehen. Kirche könnte da Vermittler und Moderator sein. Aber der ländliche Raum wird auch von den Kirchen aktuell vernachlässigt und anders herum wird Kirche leider oft nicht mehr als wichtiger Partner im ländlichen Raum wahrgenommen. Dies gilt es wieder zu verändern.

Was wollen Sie bewegen?

Ich will dazu beitragen, dass der ländliche Raum eine Stimme hat, die gehört wird. Meinungen, Positionen der KLB in die Diskussionen einbringen, um unsere Zukunft lebenswert mit zu gestalten.

Kirchliches Engagement hat Zukunft, weil…

… das Ehrenamt in der Kirche vor Ort, auf dem Dorf, immer wichtiger wird, um Glaube, Gemeinschaft und Zusammenleben zu gestalten. Die Amtskirche wird dies nicht mehr leisten können. Gerade im ländlichen Raum steht die Kirche vor großen Herausforderungen und Veränderungen. Wer dies aktiv gestalten will, kommt am Ehrenamt nicht vorbei.

Impressum

Alle Mitarbeiter dieses Heftes erreichen Sie über die Redaktion. Gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinungen der Redaktion wieder. Für alle Überschriften ist die Redaktion, nicht der Verfasser verantwortlich. Abdruck ist nach Rücksprache mit dem Landeskomitee möglich. Bei allen männlichen Angaben von Personengruppen sind selbstverständlich auch die Frauen mitgemeint.

Herausgeber und Verleger:
Landeskomitee der Katholiken in Bayern.
Kuratorium:
Markus Biber, Passau
Christian Gärtner, Eichstätt
Dr. Günter Heß, Bamberg
Karin Schlecht, Regensburg
Hildegard Schütz, Augsburg
Prof. Dr. Hans Tremmel, München
Joachim Unterländer, München
Dr. Michael Wolf, Würzburg.

Verantwortlich für Herausgabe und Vertrieb:
Dr. Karl Eder, Geschäftsführer, München.

Redaktion: Alexandra Hofstätter, verantwortlich für den Inhalt.

Redaktionsbeirat:
Beate Dieterle, Augsburg
Manfred Fürnrohr, Regensburg
Herbert Jagdhuber, München
Bernhard Kellner, München
Dr. Klaus-Stefan Krieger, Bamberg
Florian Liebler, Würzburg
Johannes Löhlein, Bamberg
Peter Oberleitner, Passau
Josef Peis, München
Martin Riedlaicher, Passau
Rudolf Schmidt, Eichstätt
Richard Ulrich, Eichstätt.

Anschrift des Verlages und der Redaktion:
Gemeinde *creativ*
Schäfflerstraße 9
80333 München
Telefon: 089 21 37-28 01
Fax: 089 21 37-28 02
E-Mail: gemeinde-creativ@landeskomitee.de

Abo-Verwaltung und Service:
E-Mail: waltraud.keller@landeskomitee.de

Druck: Gebr. Geiselberger GmbH, Martin-Moser-Str. 23, 84503 Altötting

Satz und Layout:
Miriam Hase, München

Erscheinungsweise:
Jährlich 6 Hefte.
Jahresabonnement 17,50 €, (einschließlich Porto und Versand) Einzelpreis 3,50 €.
Online-Abo für 15 €, bestellbar unter www.gemeinde-creativ.de.

Bankverbindung:
Liga Bank München
BIC: GENODEF1M05,
IBAN: DE63750903000002141817
Landeskomitee der Katholiken in Bayern;
Vermerk: GEMEINDE CREATIV.
Kündigungen des Abonnements sind nur zum Jahresende, spätestens bis zum 1. Dezember möglich.

Gemeinde *creativ* wird auf 100 Prozent klimafreundlichem Papier gedruckt.

Sturmfreie Bude

Von Karl Eder

Geschäftsführer des Landeskomitees der Katholiken in Bayern

FOTO: HOFSTÄTTER

Jüngere unter uns kennen das: man sehnt den Tag, die Stunde herbei, wenn die Eltern endlich die Wohnung oder das Haus verlassen, um auf ein Konzert zu gehen, einen Ausflug zu machen oder gar länger in Urlaub fahren – ohne ihre Kinder. Nun ist der Weg frei, um mit Freunden eine Party zu feiern, um es mal so richtig krachen zu lassen.

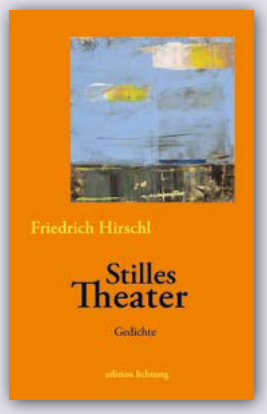
Manchmal braucht man die sturmfreie Bude natürlich auch, um sich endlich mit dem Freund oder der Freundin nicht nur in irgendeiner Bar oder in einem Club treffen zu müssen, sondern sich unbemerkt von der Öffentlichkeit und auch unbemerkt von Freunden – ja genau: die Briefmarkensammlung ansehen zu können. Was sonst?

Dass eine sturmfreie Bude aber auch völlig andersherum verstanden werden kann, wurde kürzlich durch einen Bericht einer Naturfotografin deutlich. Von Sommerurlaub mit warmen Temperaturen hält sie wenig, je stürmischer desto besser, könnte man meinen, wenn man die Liste ihrer letzten Reiseziele betrachtet. Seevögel und deren Schutz haben es ihr dabei besonders angetan – und die brüten nun mal häufig in rauen, nördlichen Gefilden. Brutpflege und Kinderstube sind von Art zu Art recht unterschiedlich. Manche schubsen den Nachwuchs regelrecht von der Klippe und begleiten ihn anschließend im Wasser, die Papageientaucher, im Englischen *puffins* und wegen ihres bunten Schnabels auch gerne „Clowns der Meere“ genannt, dagegen verlassen eher Hals über Kopf die Bruthöhle, wenn sie das Gefühl haben, dass die Jungvögel jetzt bereit sind und für sich selber sorgen können: dass sie alleine fliegen, schwimmen und Fische fangen können. Manchmal sitzen die jungen „pufflings“ dann etwas unsicher auf einer sturmumtosten Felsenklippe und schauen ängstlich den stürmischen Regenfällen und der rauen See entgegen. So atemberaubend der Ausblick sein mag, so verständlich ist die erste Scheu, sich da hinein zu stürzen. Vor diesem Hintergrund bekommt dann die „sturmfreie Bude“ eine ganz neue Bedeutung.

Oktoberlaub

Grün
und gelb

Und
wie von
später Liebe
tiefrot eingefärbt



✻ Friedrich Hirschl (2017), *Stilles Theater.* Edition Lichtung.
Friedrich Hirschl wurde 1956 in Passau geboren, studierte dort Philosophie und Theologie.

Gemeinde creativ

Magazin für engagierte Katholiken – alle zwei Monate

- Informationen für die Mitglieder der Pfarrgemeinderäte, Kirchenverwaltungen und katholischen Verbände
- Anregungen und Hilfen für die praktische Arbeit in der Pfarrgemeinde
- Hintergrundinformationen, Kommentare und Interviews zu gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen
- Geistliche Begleitung quer durch das Kirchenjahr

Herausgegeben vom *Landeskomitee der Katholiken in Bayern*

www.gemeinde-creativ.de

ERINNERUNG 4.0

GRAPHIK: TH. PLASSMANN